1,30 DM / Band 41
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

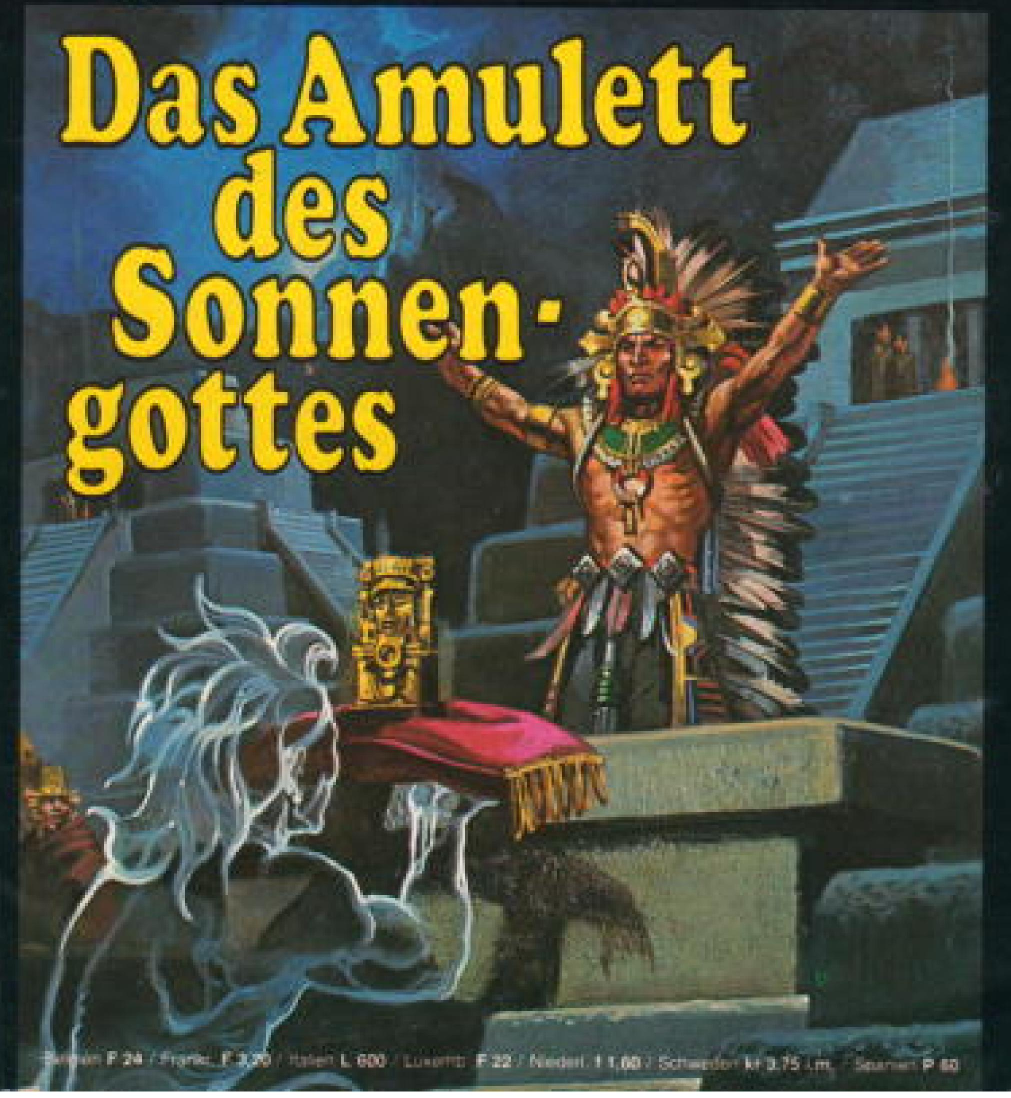
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Das Amulett des Sonnengottes

John Sinclair Nr. 41

von Richard Wunderer

erschienen am 17.04.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Amulett des Sonnengottes

Nichtsahnend betrat ich mein Apartment und tastete nach dem Lichtschalter. Da tauchte vor mir plötzlich eine schillernde Scheibe auf, ein Feuerrad. Ich bekam kaum noch Luft. Vielfarbige Lichtblitze schossen auf mich zu. Hilflos stürzte ich in eine unendliche Tiefe, mitten hinein in das Flammenmeer. Um mich herum gellten schauerliche Schreie, stöhnten Menschen.

›Das Böse hat gesiegt!‹ schoß es mir durch den Kopf.

Ich bin in die Falle gegangen!

Suko war blendender Laune. Er hatte zusammen mit seinen Freunden John Sinclair und Jane Collins einen wunderbaren Abend verbracht. Zuerst hatten sie sich den neuesten Science-Fiction-Film im Londoner Westend angesehen. Danach waren sie essen gegangen.

Suko, der riesige Chinese mit dem gutmütigen Pfannkuchengesicht, grinste still vor sich hin, als er sein Apartment betrat. Schon lange hatte er sich nicht so gut unterhalten.

Er schloß sorgfältig hinter sich ab und betrat den Wohnraum seines Apartments, das direkt neben Johns Wohnung lag. Auf der Schwelle stockte sein Fuß.

Ihm war, als habe er aus dem Nachbarapartment einen unterdrückten Schrei gehört. Sollte das John gewesen sein?

Ehe der Chinese zu einem Entschluß kam, glomm vor seinen Augen ein schwacher Lichtpunkt mitten in seinem Wohnzimmer auf. Instinktiv reagierte er auf die Gefahr.

Er dachte nicht lange nach. Ein Lichtpunkt – das konnte nur bedeuten, daß jemand in seine Wohnung eingedrungen war und hier auf ihn lauerte.

Mit einem Schrei flog Suko durch die Luft und schlug mitten in den Lichtpunkt hinein. Seine Handkante stieß ins Leere.

Suko jedoch erhielt einen Schlag, der ihn durch das Zimmer schleuderte. Mit einem dumpfen Poltern prallte er gegen die Wand, knickte ein und rutschte im Zeitlupentempo auf den Boden.

Er hatte keine Ahnung, was eben passiert war. Es hatte sich angefühlt, als habe er direkt in eine Starkstromleitung einen Karateschlag geknallt. Und jetzt war bei ihm die Sicherung durchgeschlagen.

Der Chinese mit der hünenhaften Gestalt kauerte stöhnend auf dem Boden. Er konnte sich nicht bewegen, doch das kam nicht von dem schweren Sturz.

Etwas anderes geschah mit ihm, etwas unsagbar Fremdartiges.

Es hielt ihn fest, zwang ihn, auf den Lichtpunkt zu starren, der sich nun rasch vergrößerte und zu einer etwa tellergroßen Scheibe anwuchs.

Aus entsetzt flackernden Augen blickte Suko in einen Wirbel farbiger Lichtblitze, der seine Gedanken in sich aufsog und ihn zu einem Zombie machte. Zu einem Lebewesen mit einem funktionierenden Körper, aber ohne jeden Verstand.

Wie ein Roboter stand er auf und trat dicht an die leuchtende Scheibe heran. Sie schwebte auf ihn zu, verharrte minutenlang vor seinem Gesicht und erlosch endlich.

Suko griff teilnahmslos nach der Scheibe und ließ sie unter seinem Jackett verschwinden. Mit schleppenden Schritten verließ er sein Apartment.

An den Schrei, den er aus Johns Wohnung gehört hatte, dachte er überhaupt nicht mehr.

***

Als ich schon glaubte, in das Höllenfeuer zu stürzen, bremste eine unbekannte Kraft meinen Sturz. Im nächsten Moment fand ich mich in meinem Wohnzimmer wieder.

Vor mir schwebte eine ungefähr tellergroße Scheibe, von der ein rätselhaftes schillerndes Leuchten ausging. Es verblaßte jedoch sehr rasch und erlosch nach wenigen Sekunden.

Völlig verwirrt wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und lehnte mich aufatmend gegen die Wand. Erst jetzt merkte ich, daß sich meine rechte Hand um mein Silberkreuz krampfte, das ich immer bei mir trug. Dieses Kreuz besaß ungeahnte Kräfte zur Abwehr des Bösen. Das hatte es oft genug bewiesen. Es hatte mich auch diesmal gerettet.

Ehe ich mich der Scheibe näherte, dachte ich nach. Es hatte keinen Sinn, einfach etwas zu unternehmen und dadurch vielleicht ein zweites Mal in die Falle zu gehen.

Diese goldfarbige Scheibe hatte sich schon in dem Apartment befunden. Jemand hatte sie hergeschafft, um mich mit ihrer Hilfe zu vernichten.

Ich war nicht wirklich in einen Abgrund gestürzt, sondern hatte alles nur in einer Vision erlebt. Sicher aber wäre ich tot gewesen, hätte mich dieses Höllenfeuer verschlungen.

In höchster Not hatte ich offenbar instinktiv nach meinem Silberkreuz gegriffen. Es hatte mich wieder zurückgeholt und die Macht der magischen Scheibe gebrochen.

Nur für einen Moment wandte ich den Blick von dem unheimlichen Gegenstand und betrachtete das Kreuz. Als ich wieder hochsah, lag die Scheibe auf dem Boden. Ich ging vorsichtig näher und betrachtete den rätselhaften Gegenstand.

Als erstes fielen mir geometrische Muster auf, die sich zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügten. In meinem Gehirn regte sich eine Erinnerung, kam jedoch nicht an die Oberfläche. Ich war sicher, ein ähnliches Muster schon einmal gesehen zu haben.

Jegliches Leuchten war verschwunden. Die magische Scheibe wirkte wie ein buntbemalter, folkloristischer Teller. Zögernd streckte ich die Hand danach aus.

In meiner Tätigkeit als Oberinspektor bei Scotland Yard, Spezialgebiet Magie und Bekämpfung von Geistern und Dämonen, hatte ich noch niemals eine solche Scheibe gesehen. Ich konnte mir daher nicht vorstellen, wie sie funktionierte. Vielleicht löste ich durch eine Berührung den ›Mechanismus‹ erneut aus. Möglicherweise war ich rettungslos verloren, weil bei einem direkten Kontakt mit diesem

magischen Gegenstand auch mein Kreuz nicht mehr half.

Dennoch wagte ich es. Während ich meine rechte Hand fest um das Silberkreuz schloß, legte ich die linke auf die bunte Scheibe.

Im nächsten Moment glaubte ich, mein Körper wurde in tausend Stücke gerissen.

Ich wollte schreien, konnte jedoch nicht. Ich besaß keinen Körper mehr, sondern schwebte als reines Bewußtsein durch einen dunklen Raum.

Unvorstellbare Kräfte waren am Werk, Kräfte, die mich einem ganz bestimmten Punkt entgegenzogen.

Obwohl ich nichts sah und nichts hörte, mich daher auch nicht orientieren konnte, spürte ich die enorme Geschwindigkeit nicht.

Ich hatte auch jedes Zeitempfinden verloren. Daher wußte ich nicht, wie viel Zeit vergangen war, als ich weit vor mir einen rötlichen Lichtschein erblickte.

***

Jane Collins, die hübscheste Privatdetektivin der Welt, erlebte einen grauenhaften Abschluß des wunderschönen Abends. Nichtsahnend betrat sie ihr Apartment, schaltete das Licht ein und schrie im nächsten Moment auf.

Sie glaubte, die Deckenlampe wäre explodiert, mit einer Höllenmaschine gekoppelt, mit einer Magnesiumbombe präpariert.

Instinktiv wollte sie sich zu Boden werfen, doch eine ihr unbekannte Kraft hielt sie stocksteif aufrecht. Sie konnte sich nicht mehr bewegen, nichts zu ihrer Rettung tun.

Sie erkannte nur, daß die Gefahr nicht von einer Bombe oder einem ähnlichen Mordwerkzeug ausging.

Mitten im Zimmer schwebte eine tellergroße, jetzt in allen Spektralfarben leuchtende Scheibe, die ihr einen unbeugsamen Willen aufzwang. Innerhalb weniger Sekunden wurde Jane Collins zu einer willenlosen Sklavin der leuchtenden Scheibe.

Mit ausdruckslosen Augen ging sie auf die unheimliche Erscheinung zu und griff danach. Kaum berührten ihre Finger die Scheibe, als diese erlosch.

Jane sah sich forschend um. Endlich ging sie zu ihrem Bett, klappte es hoch und blickte nachdenklich auf den Teppichboden darunter. Sie lief in die Küche, kam mit einem Messer wieder und schnitt ein kreisrundes Stück aus dem Teppich. Sorgfältig versteckte sie die magische Scheibe, paßte den Teppich sorgfältig wieder ein und klappte ihr Bett herunter.

Danach entkleidete sie sich, warf ihre Sachen achtlos auf einen Sessel und lief ins Bad hinüber. Sorgfältig regulierte sie die Temperatur der Dusche, wobei der abwesende Ausdruck nicht aus ihren Augen wich.

Erst als die warmen Wasserstrahlen auf ihren Körper prasselten, blinzelte sie verblüfft.

»Das darf doch nicht wahr sein!« rief Jane Collins und blickte verwirrt um sich.

Sie wußte ganz genau, daß sie mit John und Suko zusammen nicht zuviel getrunken hatte. Im Gegenteil, an diesem Abend hatte sie sich betont zurückgehalten.

Wie kam es dann, daß sie sich nicht mehr erinnern konnte, wie sie unter die Dusche gelangte? Von dem Moment an, als sie ihr Apartment betreten hatte, klaffte eine Lücke in ihrem Gedächtnis.

Jane Collins schöpfte Verdacht. War etwas geschehen, woran sie sich nicht erinnern durfte? Es wäre nicht das erste Mal, daß sie es mit einem besonders raffinierten Gauner zu tun hatte, der geistige Waffen einsetzte.

Angestrengt dachte sie nach. Sie beschloß sich an John zu wenden, wenn sie sich nicht innerhalb der nächsten paar Minuten exakt an alles erinnern konnte.

Jane war die Lust zum Duschen vergangen. Das heißt, eigentlich hatte sie gar keine Lust dazu gehabt.

Sie stellte den Wasserstrahl ab, trat aus der Dusche und schlang ein Badetuch um ihren schlanken Körper. Wassertropfen schimmerten auf ihrer weichen Haut. Jane kümmerte sich nicht darum.

Auf nackten Sohlen ging sie naß in den Wohnraum hinüber. Dort war die Tür, durch die sie hereingekommen war. Und hier lagen ihre Kleider auf dem Sessel.

Jane schlug sich an die Stirn. Wieso hatte sie das vergessen? Sie war blendender Laune ins Zimmer gekommen, hatte sich blitzschnell ausgezogen und war unter die Dusche gegangen.

Kopfschüttelnd kehrte Jane ins Bad zurück. Manchmal geschahen schon merkwürdige Dinge, die dann aber doch eine harmlose Erklärung fanden, dachte sie und betrachtete lächelnd ihr Spiegelbild, während sie sich abtrocknete.

Sie fühlte sich jetzt wirklich müde. Die Kur mit der heißen Dusche hatte offenbar gewirkt. Da war nur ein unangenehmer, dumpfer Druck im Kopf.

Jane Collins schob es auf die Erschöpfung nach dem langen Abend. Sie dachte zwar noch intensiv an John, aber das hatte nichts mehr mit ihrer Gedächtnislücke zu tun.

Es gab sie ja nicht, diese Gedächtnislücke.

***

Obwohl ich in diesen Momenten nicht körperlich existierte, merkte ich, daß ich langsam auf das Licht zutrieb. Ich erkannte es einfach daran, daß sich der Lichtschein nicht so schnell vergrößerte.

Endlich konnte mein Bewußtsein Einzelheiten erkennen. Ich schwebte über einem Bauwerk, das mich an einen Tempel erinnerte. Einzelheiten waren noch nicht zu erkennen.

Im nächsten Moment befand ich mich in einem Raum, in dem sich zahlreiche Personen aufhielten. Sie bildeten für mich nur Schemen. Ich konnte weder ihre Gesichter noch ihre Kleidung unterscheiden.

Im Mittelpunkt des Raums stand ein steinerner Altartisch, auf dem ein junger Mann lag.

Es lief alles so blitzschnell ab, daß ich es erst begriff, als es auch schon vorbei war.

Ein Priester trat an den Jungen heran. Ein Messer blitzte in seiner Hand. Der Junge lebte noch.

Mit einer raschen Bewegung öffnete der Priester die Brust des Opfers und entnahm ihm das Herz.

Ich wollte schreien. Ich litt darunter, daß ich keinen Körper hatte, daß ich mein Entsetzen nicht aus mir hinausbrüllen konnte.

Sekunden später war der schauerliche Anblick verschwunden. Um mich herum nichts als undurchdringliche Schwärze!

Dann war er wieder da, der Schmerz, als würde mein Körper in tausend Stücke gerissen. Ich lag auf dem Teppich in meinem Apartment, in der einen Hand mein Silberkreuz, in der anderen die schillernde Scheibe.

Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Ich hielt ein Amulett in der Hand, und zwar ein aztekisches. Jetzt erinnerte ich mich auch daran, wo ich dieses seltsame, abstrakte Muster schon einmal gesehen hatte, diese ungewöhnliche Farbzusammenstellung.

Ein aztekisches Amulett mit Zauberkräften, die mich für kurze Zeit weit in die Vergangenheit versetzt hatten. Ich war Zeuge eines Opfers für den Sonnengott geworden. Die Opferung eines lebenden Menschen, dessen Herz dem Gott geweiht wurde! Es mußte eine Szene aus dem Leben der Azteken gewesen sein.

Hätte ich mein Silberkreuz nicht besessen, wäre ich wahrscheinlich selbst als Opfer auf dem Altartisch gelandet.

So aber war mein Bewußtsein nur stummer Zuschauer gewesen.

Schaudernd betrachtete ich das Amulett. Noch immer hatte ich nichts über seine Herkunft erfahren. Und gerade das wäre wichtig für mich gewesen.

Ich beschloß, Suko zu fragen. Wozu wohnte Suko Tür an Tür mit mir, wenn ich ihn nicht gelegentlich um seinen Rat fragte?

Ich öffnete die Tür meines Apartments und wollte auf den Flur treten, als der Aufzug auf meiner Etage hielt. Suko kam heraus und grinste breit, als er mich sah.

»Hallo, John! Kannst du nicht schlafen?«

Ich runzelte die Stirn »Wo kommst du denn her?« fragte ich erstaunt.

»Ich dachte, du wärst schon müde gewesen.«

Suko griff sich an den Kopf »Ja, wo komme ich her?« murmelte er. »Einen Moment, John! Ach so, ja. Ich wollte nach deinem Bentley sehen, ob alles in Ordnung ist.«

Eigentlich hatte Suko keinen Grund, sich um meinen Wagen in der Tiefgarage zu kümmern. Ich ging jedoch nicht weiter darauf ein, weil ich merkte, daß ich das Amulett in meinem Apartment vergessen hatte.

»Warte, es ist wichtig!« sagte ich zu Suko. »Ich habe eine faszinierende Entdeckung gemacht!«

Ich lief ins Wohnzimmer zurück und blieb erstaunt stehen. Das Amulett war verschwunden. So sehr ich auch danach suchte, ich fand es nicht mehr. Es mußte sich in Luft aufgelöst haben.

Enttäuscht kehrte ich auf den Korridor zurück. Dort erwartete mich die nächste Überraschung.

Suko war nicht mehr da. Ich hörte ihn in seiner Wohnung rumoren. Er hatte nicht auf mich gewartet, obwohl ich die Tür offengelassen hatte.

Das verstand ich überhaupt nicht. Sonst interessierte er sich für alles, besonders wenn es etwas Geheimnisvolles war.

Ich war in Gedanken so mit dem Amulett und seinen verblüffenden Wirkungen beschäftigt, daß ich mir nicht weiter den Kopf über meinen Freund zerbrach. Er hatte bestimmt seine Gründe.

Es war ein Fehler, daß ich so leicht über diesen Punkt hinwegging. Aber ich war eben kein Hellseher, sonst hätte ich die tödliche Gefahr vorausgesehen, in die mich mein Fehler bringen sollte.

***

»Willst du mit mir frühstücken?« fragte ich Jane Collins.

Wer Jane Collins kennt, kann diese Frage sehr gut verstehen. Ihr Haar erinnert mich an reifen Kansas-Weizen, ihre Figur ist einsame Spitze. Noch dazu ist Jane immer sehr modisch gekleidet und die hübscheste Detektivin der Welt. Das behaupte ich wenigstens, und wehe es widerspricht mir jemand!

Aus Rücksicht stellte ich Jane die Frage allerdings erst am nächsten Morgen. Sie hatte sich gründlich ausschlafen können.

»Heute ist zwar der Dreizehnte«, fuhr ich rasch fort, ehe sie ablehnen konnte, »aber dafür ist Sonntag. Ich muß nicht in den Yard. Wir haben also Zeit.«

»Natürlich kannst du kommen, John«, erwiderte sie mit ihrem hellen Lachen. »Ich habe allerdings nichts im Haus, Pulverkaffee und Tee ausgenommen.«

»Ich bringe alles mit!« versprach ich großartig. Ich hatte zwar eben gesagt, daß Sonntag war, aber das fiel mir erst wieder ein, nachdem

ich aufgelegt hatte.

In aller Eile duschte und rasierte ich mich, zog einen leichten Sommeranzug an und fuhr in die Tiefgarage hinunter.

Mit meinem silbergrauen Bentley machte ich mich auf die Suche nach einem geöffneten Lebensmittelgeschäft. Waterloo Station war meine Rettung, so daß ich zwanzig Minuten später vollbeladen bei Jane aufkreuzte.

»Wunderbar!« Sie fiel mir um den Hals, gab mir einen Kuß und nahm mir eine der Tüten ab. »Wie viele Personen kommen noch?«

»Nur wir beide«, versicherte ich.

»Ich meinte nur«, versetzte sie schnippisch und trug die Sachen in die Küche. »Sekt, Kaviar – wenn auch unechter –, Schinken, Eier, jede Menge Cornflakes, Orangen! John, du bist übergeschnappt!«

Ich half ihr, unser ausgiebiges Frühstück zuzubereiten. Dabei unterhielten wir uns über den Film, den wir gestern abend gesehen hatten.

»Du, John, mir ist da etwas Seltsames passiert«, rief Jane plötzlich. »Ich hatte doch tatsächlich eine Gedächtnislücke. Ich erwachte plötzlich unter der Dusche und konnte mich nicht mehr erinnern, wie ich dahin gekommen bin.«

»Du trinkst eben zuviel«, sagte ich lächelnd, obwohl ich ganz genau wußte, daß sie bei Alkohol sehr zurückhaltend war.

»Das ist eine Gemeinheit!« ereiferte sie sich lachend. »So, alles fertig. Es kann losgehen!«

Schon vor meiner Ankunft hatte sie den Tisch gedeckt. Gemeinsam trugen wir zwei schwerbeladene Tabletts in den Wohnraum und bauten alles auf.

»Ich hatte auch ein merkwürdiges Erlebnis«, erzählte ich. Und dann schilderte ich Jane ausführlich den Zwischenfall mit dem aztekischen Amulett.

»Am schrecklichsten war dieses Menschenopfer. Ich will dir nicht den Appetit verderben, aber als der Priester das Herz entfernte… Es ist doch ein Unterschied, ob man so etwas in der Schule hört oder in einem Buch liest, oder ob man selbst zusieht.«

»Der Sekt hat genau die richtige Temperatur.« Jane lächelte mich glücklich an. »Das war eine wunderbare Idee mit dem Frühstück.«

Ich legte den Toast auf den Teller zurück und starrte Jane fassungslos an.

»Ja hast du denn nicht gehört, was ich gesagt habe?« fragte ich verwirrt.

Sie winkte ab. »Natürlich habe ich es gehört, John, ich bin ja nicht taub.« Ihr Blick schweifte aus dem offenen Fenster. »Heute ist ein so schöner Tag. Fahren wir irgendwohin, oder gehen wir spazieren?« Sie sah mich verführerisch an. »Oder bleiben wir hier?«

Ich lehnte mich zurück. Der Appetit war mir vergangen. Gestern abend Suko, heute morgen Jane. Warum interessierten sie sich nicht für meine Erlebnisse mit dem Amulett? Klangen meine Schilderungen vielleicht unglaubwürdig?

Jane schien nicht zu merken, daß sie mir mit ihrer Gleichgültigkeit den Morgen verdarb. Sie fragte erst gar nicht, ob ich noch etwas essen wollte, sondern räumte ab.

Ich verstand überhaupt nichts mehr. Wie konnte sich ein Mensch innerhalb weniger Minuten so ändern?

***

Aus dem Nichts heraus entstand eine ungefähr tellergroße, leuchtende Scheibe, die Lichtblitze in allen nur erdenklichen Farben aussandte.

George Callanian, Besitzer einer Privatbank, saß auch am Sonntag in seinem Büro. Er unterbrach seine Arbeit und blickte verwundert auf das seltsame Gebilde.

»Ich bin überarbeitet«, murmelte er und wischte sich über die Augen. Dazu mußte er seine dicke Hornbrille abnehmen. Als er sie wieder aufsetzte, hatte sich das Leuchten sogar noch verstärkt.

Jetzt spürte Callanian auch den Einfluß, der von der Scheibe ausging. Es war, als tasteten sich fremde Gedanken in seinen Kopf vor. Eine Waffe?

Der Bankdirektor hatte sich oft mit Parapsychologie und sämtlichen rätselhaften Phänomenen dieser Welt beschäftigt. Daher begriff er sehr schnell, was hier vor sich ging.

Diese Scheibe versuchte, ihn zu versklaven.

Dafür war George Callanian ein denkbar ungeeignetes Objekt. Er hatte von seinen armenischen Vorfahren einen unbeugsamen Willen geerbt. So leicht ließ er sich nicht unterkriegen.

Es kostete ihn eine ungeheure Überwindung, dem unheimlichen Einfluß zu widerstehen. Dicke Schweißperlen traten auf seine Stirn. Aus seinem Mund drang ein ächzendes Stöhnen. Er klammerte sich an der Schreibtischkante fest und stierte mit hervorquellenden Augen auf die Scheibe.

Immer stärker wurden die Impulse, die seinen Willen brechen sollten, doch auch immer heftiger wurde Callanians Gegenwehr. Er wollte schreien, wollte seine Mitarbeiter um Hilfe anrufen. Er konnte es nicht. Verkrampft saß er hinter seinem Schreibtisch und konzentrierte sein ganzes Denken auf das Eine.

Nicht nachgeben! Nicht unterkriegen lassen!

Der Druck war so plötzlich weg, wie er eingesetzt hatte. Wer immer hinter diesem heimtückischen Anschlag steckte, hatte wohl eingesehen, daß es bei Callanian zwecklos war.

Die Scheibe verschwand allerdings nicht. Nur ihr Leuchten wurde schwächer und schwächer.

Callanian glaubte sich gerettet. Schon streckte er die Hand nach dem Sprechgerät auf seinem Schreibtisch aus, als aus der Scheibe ein greller Lichtblitz brach.

Der Blitz blieb sekundenlang stehen. Er sprang von der Scheibe zu dem wehrlosen Mann über, hüllte ihn in eine flammende Aura ein.

Callanian bäumte sich auf. Ein grauenhafter Schrei entrang sich seinem Mund, ein Schrei, der im ganzen Bankgebäude zu hören war.

Während seine Mitarbeiter zusammenströmten, brach der Bankdirektor zusammen. Schwerfällig rollte er auf den Boden.

Als seine Angestellten in das Büro stürzten, war die Scheibe verschwunden. Sie sahen nur mehr ihren Chef, der ihnen aus angstgeweiteten Augen entgegenstarrte und vergeblich zu sprechen versuchte.

***

»John?« Janes Stimme nahm einen schmeichelnden Klang an. »Was hältst du davon, wenn wir die Sonne Sonne sein lassen und uns einen schönen Tag in meiner Wohnung machen!«

Ich war diesem Vorschlag absolut nicht abgeneigt. Wie gesagt, wer Jane Collins kennt, wird mich verstehen. Aber nach ihrem seltsamen Verhalten war mir auch Sukos sonderbares Benehmen wieder eingefallen. Zahllose Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ich war nicht so recht in Stimmung.

»Darling, ich…«

Ich brach ab, als ihr Telefon klingelte. Jane zog eine Schnute, hob ab und meldete sich. Sie reichte den Hörer an mich weiter.

»Bestimmt etwas Unangenehmes«, sagte sie absichtlich so laut, daß es der Anrufer hörte.

»Sinclair«, sagte ich gespannt. Wer rief mich schon bei Jane an?

»Tut mir schrecklich leid, daß ich Ihnen den Sonntag verderben muß.«

Der Anrufer nannte keinen Namen, aber ich erkannte meinen Vorgesetzten bei Scotland Yard auch so. Superintendent Powell schien es wirklich leid zu tun, wenigstens klang seine Stimme danach.

»Heute ist der Dreizehnte, Sir.« Ich grinste den Telefonapparat an. »Wo brennt es denn?«

»Nicht am Telefon.« Powell räusperte sich vielsagend. »Kennen Sie die Callanian-Bank in der Lombard Street?«

»Selbstverständlich«, erwiderte ich. »Bekannt für Seriosität und Zuverlässigkeit.«

»Nicht mehr lange«, orakelte der Superintendent. »Fahren Sie hin, und sehen sich dort um.«

»In Ordnung«, sagte ich und legte auf. »Aus unserem gemeinsamen Sonntag wird nichts«, eröffnete ich Jane und war froh, daß ich eine Ausrede hatte, um schnellstens zu verschwinden. Ich mußte mir erst Klarheit darüber verschaffen, was zwischen uns vorgefallen war und wie es weitergehen sollte. Da kam mir der Fall in der Lombard Street gerade recht.

Jane war ehrlich enttäuscht, daß ich so schnell ging. Sie sagte es, und ich sah es ihr an. Trotzdem beeilte ich mich, um in die traditionsreiche Banken-Straße von London zu gelangen. Früher, als es noch Kutschen ohne Gummireifen gab, war die Lombard Street mit Gummi gepflastert, fuhr es mir durch den Kopf, als ich in die Straße einbog. Die Kassierer sollten nicht beim Geldzählen durch das Klappern der Hufe und das Scheppern der Räder gestört werden.

Heute gab es dieses Problem nicht mehr. Dafür gab es auch keine Parkplätze. Ich stellte daher den Bentley direkt vor der Callanian-Bank ins Halteverbot. Keine zwei Schritte von mir entfernt stand ein Streifenwagen. Einer der Polizisten salutierte knapp. Er kannte mich, also gab es keinen Ärger wegen des Halteverbots.

Außer diesem Streifenwagen deutete nichts darauf hin, daß hier etwas passiert war. Das machte mich um so neugieriger. Superintendent Powell hatte nichts am Telefon sagen wollen.

Ich betrat hastig die Bank. Hier drinnen sah es schon anders aus. Die Mordkommission war an der Arbeit. Die Experten von der Spurensicherung durchkämmten jeden Winkel.

Ich interessierte mich besonders für eine Gruppe von Männern und Frauen, die im Hintergrund der Halle stand und lebhaft wenn auch gedämpft diskutierte.

Über schimmernden Marmor ging ich auf die Leute zu, begrüßte meine Kollegen von der Mordkommission und sah einem grauhaarigen Mann, der zielstrebig auf mich zukam.

»Oberinspektor Sinclair?« fragte er nervös, und als ich nickte, stellte er sich vor. »Ich bin Dr. Zeffian, ein Freund von Mr. Callanian. Wir waren zum Mittagessen verabredet, deshalb war ich zufällig in der Bank, als es passierte.«

»Was passierte, Dr. Zeffian?« fragte ich gespannt. »Bisher weiß ich noch gar nichts.«

Der Mann stutzte. »Ach so«, murmelte er. »Also, Mr. Callanian arbeitete auch sonntags. Ich wollte ihn abholen, als wir alle aus seinem Büro einen grauenhaften Schrei hörten. Wir stürzten hinein. Da lag George – Mr. Callanian – auf dem Boden. Er lebte noch. Ich untersuchte ihn sofort. Ich bin Arzt, müssen Sie wissen. Obwohl George lebte, hörte ich keine Herztöne mehr. Verstehen Sie das?«

Ich gab ihm keine Antwort. Das mußte ich erst verarbeiten. Jetzt konnte ich verstehen, wieso Superintendent Powell ein solches

Geheimnis um den Fall gemacht hatte. Es sah durchaus so aus, als wäre es etwas für mich.

»Keine Herztöne, obwohl er lebte?« wiederholte ich. »Wie ist das möglich, Dr. Zeffian?«

Der grauhaarige Mann mit den tiefliegenden Augen zuckte die Schultern. »Das möchte ich auch gerne wissen«, erklärte er. »Es gibt dafür keine natürliche Erklärung.«

»Wo ist der Tote jetzt?« erkundigte ich mich.

»Obduktion.« Dr. Zeffian sah sich unbehaglich nach allen Seiten um. »Ich habe mir erlaubt, eine Kapazität als Hilfe für Ihren Gerichtsmediziner zur Verfügung zu stellen. Und ich habe darum gebeten, daß die Obduktion so schnell wie möglich durchgeführt wird.«

»In einem so interessanten Fall arbeitet auch eine Behörde sehr schnell«, informierte ich ihn.

Ich ließ den Arzt stehen und sah mir alle Räumlichkeiten an. Außer eine Menge Marmor bekam ich nichts zu sehen, das mich als Kriminalist interessiert hätte. Auch die Kollegen von der Mordkommission hatten noch keine Besonderheiten festgestellt.

Ich beschloß, mir einmal den Toten anzusehen. Vielleicht bekam ich auf diese Weise mehr Informationen, als wenn ich mich noch länger umsah.

***

Suko erwachte mit einem unangenehmen Druck im Kopf. Er sah auf die Uhr neben seinem Bett und schüttelte sich. Es war schon elf Uhr vormittags. Er hatte viel zu lange geschlafen. Ein paar Stunden in einem Trainingscamp für Karate vertrieben sicher seine Kopfschmerzen.

Es war ein prachtvoller Tag, und Suko beschloß, einen Bummel durch London zu machen. Vorher sprang er kurz unter die Dusche und kämmte anschließend sehr sorgfältig seine schütteren, schwarzen, in der Mitte gescheitelten Haare. Danach grinste er sich selbst im Spiegel zu und verließ sein Apartment.

Als er nebenan bei John klingelte meldete sich niemand. John nutzte also den Tag auf seine Weise.

Suko rief den Fahrstuhl, betrat die Kabine und streckte den Zeigefinger nach dem Knopf für das Erdgeschoß aus. Er drückte ihn jedoch nicht.

Hätte es einen Beobachter gegeben, er hätte gesagt, der Chinese war wie weggetreten. Suko stierte blicklos auf die Anzeigetafel des Fahrstuhls. Seine Hand bebte, als er sie senkte und endlich den Knopf für die Tiefgarage preßte.

Während der Fahrt in das Untergeschoß stand der riesige Mann

stocksteif da. Er reagierte auch nicht, als im ersten Stock eine junge Frau einstieg und freundlich grüßte. Er blickte nur starr geradeaus und sah nicht einmal ihr Kopfschütteln.

In der Tiefgarage vergewisserte er sich, daß er unbeobachtet war. Erst dann ging er in eine dunkle Ecke des unübersichtlichen Geschosses, bückte sich und suchte etwas unter alten Putzlappen und Autoreifen.

Mit ausdruckslosem Gesicht holte er das Amulett hervor und hielt es dicht vor seine Augen. Er neigte den Kopf schief, als lausche er auf eine Stimme, die nur er hörte.

Zuletzt nickte er und verstaute das Amulett wieder in seinem Versteck.

»Ich habe verstanden«, murmelte er. »Ich werde deinen Befehl ausführen, Gott der Sonne!«

Über die Ausfahrtsrampe verließ er die Tiefgarage. Niemand sah ihn weggehen.

Suko betrat eine öffentliche Telefonzelle und rief Jane Collins an.

»Nein, John ist schon wieder weg«, antwortete sie, als der Chinese sich nach seinem Freund erkundigte. »Er hat einen dringenden Fall in der Lombard Street.«

Wortlos hängte Suko auf und machte sich auf den Weg. Er mußte sofort in die Lombard Street und John beschatten.

So lautete der Befehl des Sonnengottes.

***

Die Gerichtsmedizin ist nicht mein Fall, war es noch nie. An diesem prachtvollen Sommertag empfand ich die bedrückende Stimmung in den kalten, gekachelten Räumen, die so abweisend wirkten, doppelt.

An meiner frostigen Stimmung konnte auch Dr. Atchison, einer unserer Pathologen, nichts ändern, als er mir mit einem strahlenden Lächeln entgegenkam.

»Sinclair, das ist aber schön, daß Sie mich wieder einmal besuchen!« rief er. Seine Stimme hallte von den Kachelwänden hohl zurück. »Das ist Dr. Kaper. Einsame Spitze auf unserem Gebiet.«

Ich begrüßte seinen Begleiter, einen älteren Mann mit dem verknitterten Gesicht einer geschrumpften Kartoffel. Ich hatte ihn schon ein paarmal bei anderen Gelegenheiten gesehen, aber noch nie mit ihm gesprochen.

Dr. Atchison war in Fahrt. Er ließ niemanden zu Wort kommen. »Ich hatte Dr. Kaper aber gar nicht gebraucht, um die Todesursache bei Mr. Callanian festzustellen, Sinclair! Das hätte sogar ein Medizinstudent im ersten Semester geschafft.«

»Sie machen mich neugierig, Doc«, sagte ich lächelnd. Ich hielt Atchisons Behauptung für eine glatte Übertreibung. »Woran ist er

denn gestorben?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Atchison. »Es gibt keine medizinische Erklärung.«

Bestimmt machte ich in diesem Moment kein sehr geistreiches Gesicht. Ich wurde ärgerlich.

»Hören Sie, Doc! Ich habe nicht soviel Zeit! Außerdem ist heute mein dienstfreier Sonntag. Also sprechen Sie nicht in Rätseln! Haben Sie nun die Todesursache herausgefunden oder nicht?«

Ehe Atchison in seinen wirren Erklärungen fortfahren konnte, trat Dr. Kaper einen Schritt vor. Er sprach leise und kultiviert. Bei ihm merkte man sofort an seiner entschiedenen Art, daß er sich seiner Sache sehr sicher war.

»Mr. Sinclair! Dr. Atchison meint, daß jeder Pathologe, auch ein Anfänger, sofort die offensichtliche Todesursache erkennt. Es ist aber völlig unmöglich, die Ursache für diese Todesart festzustellen.«

Meine Geduld neigte sich gefährlich dem Ende zu. »Wollen Sie endlich mit der Sprache heraus?« fragte ich gereizt.

Dr. Kaper räusperte sich und suchte nach Worten.

»Der Tote hat kein Herz mehr«, sagte er mit belegter Stimme.

***

Ich starrte den Pathologen entgeistert an. »Sagen Sie das noch einmal!« verlangte ich. »Heute ist doch nicht der erste April, oder?«

»Es stimmt, Sinclair!« Dr. Atchison nickte mit Nachdruck. »An der Stelle, an der das Herz sein sollte, ist nichts. Absolut nichts. Aber fragen Sie uns nicht, wieso das Herz fehlt. Es gibt keine Wunde. Niemand hat Callanian operiert, bevor wir ihn auf den Tisch bekommen haben.«

Dann mußte es ja wohl stimmen. Zwei Spezialisten bestätigten es.

»Daher hat also Dr. Zeffian keine Herzschläge bei Callanian feststellen können«, murmelte ich und hatte eine Idee. »Kann mir einer der Gentlemen erklären, wie ein Mann ohne Herz leben kann?«

Sofort schüttelten beide die Köpfe.

»Ausgeschlossen!« behauptete Dr. Kaper, und Atchison stimmte ihm zu. »Obwohl ich vor wenigen Stunden auch noch behauptet hätte, es könnte keine Leiche ohne Herz geben«, schränkte Kaper ein. »Ich glaube, ich sollte mit meinen Urteilen vorsichtiger sein.«

»Sinclair, Sie sind am Zug.« Atchison deutete auf den Toten, der noch auf dem Tisch lag. »Wir haben die augenscheinliche Todesursache festgestellt. Mehr können wir nicht sagen. Tut uns leid.«

Ich warf einen knappen Blick auf die Leiche, nickte den beiden Pathologen zu und verließ das Gerichtsmedizinische Institut.

Ich war so in Gedanken versunken, daß ich nicht auf meine Umgebung achtete. Ich ging zu meinem Wagen und sah nur flüchtig

auf. Für einen Moment glaubte ich, Suko auf der anderen Straßenseite zu erkennen, doch dann war der Mann im Strom der Passanten untergetaucht. Es war wohl nicht Suko, sonst wäre er zu mir gekommen und hätte mich begrüßt.

Kein Herz mehr! Kopfschüttelnd stieg ich in den Bentley. Wer oder was hatte den Bankdirektor auf so makabre Weise getötet?

Und warum?

Ich fuhr nicht gleich an, sondern blickte durch die Windschutzscheibe, ohne wirklich etwas zu sehen. Ich erinnerte mich an die Vision nach dem Anfassen der rätselhaften Scheibe. Eine aztekische Pyramide, ein Mann auf dem Opfertisch – das Herzopfer für den Sonnengott. Es mußte eine Pyramide gewesen sein. Nachträglich war ich sicher.

Natürlich, hinterher hatte die Leiche kein Herz mehr gehabt. Aber war es nicht sehr weit hergeholt, eine Verbindung zwischen meiner Vision und Callanians Tod herzustellen?

In meinem Kopf gab es ein Alarmsignal, das mich aus meinen Überlegungen riß. Jetzt nahm ich meine Umgebung wieder bewußt wahr.

Tatsächlich, dort drüben in dem Hausflur stand Suko! Es gab viele Chinesen in London, aber ich erkannte doch meinen alten Freund wieder!

Mit einem Satz war ich aus dem Wagen und wollte die Straße überqueren. Wegen des starken Verkehrs mußte ich einige Sekunden warten, aber ich winkte, damit er mich auch sah.

Suko blickte direkt in meine Richtung. Als ich endlich zwischen zwei Bussen hindurchlief, zog er sich tiefer in den Hausflur zurück.

Was hatte nun das wieder zu bedeuten? Ich stürmte weiter, erreichte den Eingang und blieb verblüfft stehen. Keine Spur von Suko.

Vielleicht hatte mein chinesischer Freund etwas Verdächtiges bemerkt und wollte deshalb heimlich mit mir sprechen. Langsam betrat ich den dunklen Flur. Ich durchsuchte jeden Winkel, doch von Suko war nichts mehr zu sehen.

Hinter mir ertönte ein schrilles Kreischen, eine Tür schlug zu. Ich wirbelte herum, meine Hand flog an den Griff meiner Beretta. Es waren aber nur zwei Katzen, die sich im Keller gestritten hatten und nun fauchend und zischend durch den Korridor sprangen.

Es hatte keinen Sinn, weiter nach meinem Freund zu suchen. Wir befanden uns in einem alten Viertel von London. Ein Haus ging in das andere über, die Hinterhöfe waren verschachtelt und hingen zusammen. Zum Teil konnte man sogar durch die Keller meilenweit laufen, ohne einmal an die Oberfläche zu kommen.

Wenn ich ihn das nächste Mal sah, mußte ich Suko fragen, was er hier getan und warum er sich vor mir versteckt hatte.

***

Ernest Hemming hatte mit George Callanian nur eines gemeinsam, nämlich den Beruf. Auch er war Leiter einer Bank, wenn auch nicht deren Besitzer. Damit hörten aber die Gemeinsamkeiten auch schon auf.

Hemming war fünfzehn Jahre jünger als der Ermordete, vital, sportlich, und es fiel ihm auch gar nicht ein, an einem Sonntag zu arbeiten. Wie die meisten Menschen nutzte er diesen Tag zur Entspannung.

Er kam an diesem Nachmittag gerade von einem Tennismatch. Für den Abend hatte er sich mit seiner Partnerin verabredet. Sie wollten in ein Restaurant gehen und anschließend… So weit plante Ernest Hemming noch nicht voraus.

Er bewohnte das Haus in Chelsea allein. Nur ein Butler versorgte den Haushalt. Er hatte schon für Ernest Hemming Badewasser eingelassen.

»Ich dachte, Sie werden nach dem Tennis baden wollen, Mr. Hemming«, sagte er. »Kann ich jetzt gehen? Ich möchte ins Kino.«

»Unterhalten Sie sich gut«, erwiderte der Bankdirektor und zog sich ins Bad zurück.

Entspannt dachte Hemming über das Spiel nach, während er sich ins heiße Wasser gleiten ließ. Sie hatten ihn wieder mit seinem Namen aufgezogen, der alle an Hemingway erinnerte. Er hatte haushoch gesiegt, und er wußte auch schon, in welches Restaurant…

Weiter kam Ernest Hemming nicht. Mitten im Bad hing plötzlich eine leuchtende Scheibe, von der grelle Lichtblitze ausgingen. Wie Geisterfinger griffen die farbigen Strahlen nach dem wehrlosen Mann, hüllten ihn ein. Gleißendes, rotes Licht umschloß seinen Kopf.

Ernest Hemming verfügte als Topmanager über einen harten Willen. In diesem Punkt unterschied er sich nicht von George Callanian. Im Gegensatz zu dem Ermordeten hatte er jedoch in dem Moment des magischen Angriffs vollständig abgeschaltet. Er war so entspannt, daß er nicht sofort seine geistigen Abwehrkräfte mobilisierte.

Es ging um Sekunden, und genau diese Sekunden verlor Hemming im Kampf gegen das Böse. Bevor er sich gegen den gewaltigen Einfluß wehrte, war er ihm schon erlegen.

Hölzern richtete er sich auf, den Blick auf die funkelnde Scheibe gerichtet, stieg aus der Wanne und warf sich einen Bademantel über. Mit einer tiefen Verbeugung griff er nach der Scheibe.

Neue Kraft durchströmte ihn. Es war jedoch die Kraft einer fremden Persönlichkeit, die sich in seinen Geist drängte. Sorgfältig versteckte der Bankdirektor die inzwischen erloschene Scheibe in seinem Keller, zog sich an und verließ das Haus.

Er fuhr direkt zu seiner Bank. Vor dem Nebeneingang wurde er bereits von einem Mann erwartet. Hemming brauchte nur einen Blick

auf ihn zu werfen, um zu wissen, wen er vor sich hatte.
Den Abgesandten des Sonnengottes. Jedes Wort dieses Mannes war für ihn genauso ein Befehl, als hätte es der Sonnengott gesprochen.
Ohne Fragen zu stellen, schloß Hemming die Bank auf.

***

Der Montag begann schlecht. Ich öffnete die Augen und blickte in einen bleigrauen Himmel hinaus. Der Regen klatschte gegen die Fensterscheiben. Londoner Sommer.
Während ich mich für den Dienst fertig machte, dachte ich noch einmal über Sukos seltsames Verhalten nach. Ich hatte ihn gestern nachmittag in seiner Wohnung besuchen wollen, doch er war nicht daheim gewesen. Oder er hatte nicht geöffnet. Hatte er vielleicht Liebeskummer?
Ich hatte auch versucht, noch einmal mit Jane Collins über ihr ungewöhnliches Desinteresse an meinem Erlebnis mit dem aztekischen Amulett zu sprechen, doch am Telefon hatte sie behauptet, ich bilde mir etwas ein und sie wäre schrecklich in Eile. Somit entfiel auch unser gemeinsames Abendessen.
Der Anblick von Scotland Yard konnte mich auch nicht aufheitern. Nicht einmal Glendas strahlendes Lächeln versüßte mir den blauen Montag.
»Ärger gehabt?« erkundigte sich meine Sekretärin, als ich in mein Büro ging.
»Ärger ist gar kein Ausdruck«, sagte ich seufzend. »Glenda, seien Sie ein Schatz, und verraten Sie Superintendent Powell nicht, daß ich schon hier bin. Ich möchte noch zehn Minuten Mensch sein.«
»Wird gemacht«, versprach sie mit einem verführerischen Augenaufschlag.
Kaum schloß ich die Tür meines Büros hinter mir, als das Telefon auf meinem Schreibtisch anschlug. Ich schickte ihm einen feindseligen Blick, doch es störte sich nicht daran. Es klingelte weiter, bis ich abhob.
»Ja, was ist denn?« fragte ich gereizt.
»Superintendent Powell möchte Sie dringend sprechen«, flötete Glenda. Also hatte sie den Alten doch nicht abgewimmelt.
Sie stellte durch, und dann ergoß der Superintendent einen Redeschwall über mich, daß ich zwar nichts verstand, aber eines merkte. Es war dringend. Sehr dringend sogar.
»Einen Moment, Sir!« fuhr ich dazwischen. »Worum geht es nun wirklich?«
Er holte tief Luft und beruhigte sich offenbar. Jedenfalls konnte ich ihn ab sofort verstehen.
»Ernest Hemming, Bankdirektor«, sagte er ruhiger. »Er sitzt bei uns

im Betrugsdezernat. Sie haben ihn in der Zange, weil er gestern einhunderttausend Pfund an einen Unbekannten ausgezahlt hat. Behauptet er wenigstens. Er will sich an nichts erinnern können. Kümmern Sie sich um den Fall!«

Ich starrte ein Loch in die Wand. »Seit wann arbeite ich für das Betrugsdezernat, Sir?« fragte ich betont höflich.

Powell drehte und wendete sich am Telefon. »Es müßte Sie etwas angehen, Sinclair«, murmelte er endlich. »Sehen Sie, ich kenne Hemming persönlich. Er würde nie etwas Unrechtes tun. Ich lege meine Hand für ihn ins Feuer. Wenn er aber hunderttausend Pfund verschwinden ließ, geht das nicht mit rechten Dingen zu. Dann müssen Sie als Spezialist eingreifen.«

Ich lachte schallend. Es tat mir gut, einmal am längeren Hebel zu sitzen.

»Wissen Sie, was das ist, Sir?« rief ich und war plötzlich sehr gut gelaunt. »Vetternwirtschaft nennt man das! Beziehungen spielen lassen!« Ich grinste das Telefon an. »In Ordnung, ich kümmere mich darum!«

Ich jagte so schnell durch mein Vorzimmer, daß ich Glendas gestammelte Entschuldigung nicht ganz mitbekam. Es war ihr peinlich, daß sie sich nicht an meine Anweisung gehalten hatte. »Denken Sie immer daran, Glenda-Engel, daß ich Sie liebe!« rief ich über die Schulter zurück und machte sie damit glücklich.

Im Betrugsdezernat war einiges los. Ich nickte den Kollegen zu. Sie waren schon informiert, daß ich mir die Sache ansehen sollte.

Ich lernte Ernest Hemming, Bankdirektor, kennen. Zusammengesunken saß er vor zwei meiner Kollegen. Er machte keinen schlechten Eindruck, sportlich, modern, aufgeschlossen. Aber darauf durften wir nichts geben.

»Ich weiß wirklich nicht, was mit mir los war«, versicherte er gerade, als ich eintrat. »Wenn mein Chefkassierer beschwört, daß hunderttausend Pfund fehlen und daß ich ihn dazu überredet habe, sie mir auszuhändigen, dann wird es schon stimmen. Dieser Mann ist absolut ehrlich, sonst wäre er nicht mein Chefkassierer. Aber ich weiß nichts von dem Geld. Ich weiß nicht einmal, daß ich in der Bank war. Ich kam von einem Tennisspiel nach Hause und badete. Abends wollte ich mit meiner Partnerin ausgehen. Ich habe es nicht getan, sondern mich früh schlafen gelegt. Sie hat mich heute morgen ziemlich wütend angerufen, weil ich ihr nicht einmal abgesagt habe.«

»Und was haben Sie den ganzen Nachmittag über getan?« fragte Inspektor Kendall.

Schweigen. Der Bankdirektor zuckte hilflos die Achseln.

»Sind Sie erpreßt worden? Bedroht?« Kendall beugte sich über den Schreibtisch. »Ein Geständnis kann Ihnen helfen. Sind Sie gezwungen

worden, das Geld diesem Unbekannten zu übergeben?«

»Nein«, versicherte Ernest Hemming. Es klang ehrlich. »Nein, ganz bestimmt nicht.«

Ich wechselte in das Nachbarbüro über. Kendall folgte mir. Er schüttelte den Kopf.

»Verstehe ich nicht«, sagte er auf dem Korridor. »Der Mann redet sich um Kopf und Kragen. Warum bleibt er nicht bei seiner Version, die er dem Chefkassierer gegeben hat? Dann wäre er aus allem heraus.«

»Und wie lautet diese Version?« erkundigte ich mich.

Zwei Minuten später erfuhr ich sie aus dem Mund des Chefkassierers, eines stocksteifen Gentleman, der tatsächlich einen Bowler und einen Regenschirm mit sich herumschleppte. Er trug Schwarz, als käme er soeben von einer Beerdigung.

»Mr. Hemming rief mich gestern um vier Uhr nachmittags an, ich solle mit meinem Tresorschlüssel in die Bank kommen«, erzählte der Mann, dessen Namen ich mir nicht gemerkt hatte. »Es ginge um Leben und Tod. Und ich durfte nicht darüber sprechen. Ich fuhr hin. Mr. Hemming erklärte mir, daß er allein mit seinem Schlüssel den Tresor nicht öffnen könne. Er werde erpreßt. Jemand drohe damit, Hemmings vierjährige Nichte zu ermorden, wenn Mr. Hemming nicht sofort hunderttausend Pfund bezahle.«

»Hemming hat gar keine Nichte«, warf Kendall ein. »Weder eine vierjährige, noch eine vierzigjährige.«

»Das wußte ich nicht«, rief der Chefkassierer, als müßte er sich verteidigen. »Ich habe gemeinsam mit dem Direktor den Tresor geöffnet und das Geld gezählt. Und ich habe mir den Betrag von Mr. Hemming quittieren lassen.«

Ich starrte den Kassierer fassungslos an. »Eine Quittung?« rief ich.

Kendall zeigte sie mir. »Einwandfrei Hemmings Handschrift«, bestätigte er. »Das ist ja das Rätselhafte.«

»Ich habe gesehen, wie Mr. Hemming das Geld einem Mann übergab, der vor der Bank wartete«, fuhr der Kassierer fort. »Ich kann diesen Mann aber nicht beschreiben und ihn auch nicht wiedererkennen. Ich habe ihn nur flüchtig gesehen. Sein bleiches Gesicht ist mir aufgefallen. Das ist alles.«

Mehr war nicht zu erfahren. Ich aber wußte, daß Superintendent Powell recht hatte. Wenn Hemming kein ganz raffinierter Verbrecher war, hatte ich einen zweiten Fall am Hals.

Und da war noch etwas, ein dummer Zufall vielleicht, aber es gab mir zu denken.

An einem Tag zweimal ein Zwischenfall mit einem Bankdirektor. Zuerst Callanians rätselhafte Ermordung, dann Hemmings rätselhafte Aktion.

Diesen Mann mußte ich mir noch einmal ansehen. Mr. Hemming

sollte mir noch ein paar Fragen beantworten.

***

Das Verhör des Bankdirektors ging pausenlos weiter. Eine Weile hörte ich nur stumm zu. Hemming blieb eisern bei seiner Version, sich an nichts zu erinnern. Er tat es mit solcher Überzeugungskraft, daß ich ihm glaubte. Bei Hemming konnte ich es mir erlauben, meinen Gefühlen nachzugeben. Es war nicht mein Fall. Bei Inspektor Kendall war das etwas anderes. Er mußte nach Beweisen suchen.

Zwischendurch wechselte ich noch einmal in das Nebenbüro, wo der Chefkassierer ebenfalls seine Version der Geschichte beschwor.

Aussage gegen Aussage, und ich war zuletzt überzeugt, daß beide recht hatten. Hemmings Gedächtnislücke erinnerte michan Jane Collins, die am Samstag etwas Ähnliches erlebt hatte. Dennoch gab es einen Unterschied. Jane hatte sich nach ihren eigenen Worten hinterher wieder daran erinnern können, warum sie unter die Dusche gestiegen war. Bei Hemming fehlte jede Erinnerung.

Um zehn Uhr vormittags war Inspektor Kendall mit seiner Weisheit am Ende. Er lehnte sich hinter seinem Schreibtisch zurück und seufzte tief.

»Was soll ich nur mit Ihnen machen, Mr. Hemming?« fragte er ratlos. »So kommen wir nicht weiter.«

Hemming schwieg bedrückt. Für ihn stand seine ganze Existenz auf dem Spiel. Er selbst hatte dem Chefkassierer absolute Ehrlichkeit bescheinigt. Damit fiel aus, daß ihn der Kassierer hereingelegt hatte.

»Kannten Sie Mr. Callanian?« fragte ich plötzlich, einer Idee folgend. »George Callanian, Besitzer der Privatbank in der Lombard Street?«

Hemming musterte mich erstaunt. Wahrscheinlich rechnete er nicht damit, daß ich mich einmischte.

»Flüchtig«, antwortete er. »Sehr flüchtig. Aber wieso sagen Sie ›kannten‹? Ist ihm etwas zugestoßen?«

»Wissen Sie das noch nicht?« Meine Idee ließ mich nicht mehr los. Zwei Bankdirektoren am selben Tag in rätselhafte Vorfälle verwickelt! Bestand da ein Zusammenhang? »Mr. Callanian ist tot. Er wurde ermordet!«

Hemming starrte mich entsetzt an. »Das ist ja schrecklich«, flüsterte er. »Wer hat es denn getan? Wie ist das passiert?«

»Wie es passiert ist?« Ich holte tief Luft und beobachtete Hemming scharf. »Er hatte kein Herz mehr.«

Ich erwartete alles mögliche. Zum Beispiel, daß Hemming kein Wort verstand. Oder daß er über den vermeintlichen Witz lachte. Oder daß er schockiert war.

Nichts dergleichen geschah. Der Bankdirektor blickte durch mich hindurch. Seine Augen verdrehten sich. Er starrte auf einen Punkt der

Wand, an dem ich nichts sehen konnte.
Im nächsten Moment zuckte ein greller Lichtblitz durch den Raum und umhüllte Hemming.
Inspektor Kendall schrie auf und warf sich hinter seinem Schreibtisch in Deckung. Ich kniff die Augen zusammen, um wenigstens etwas erkennen zu können.
Es war unmöglich. Das Licht machte mich völlig blind, verschwand jedoch nach wenigen Sekunden. Als sich meine Augen dann wieder umstellten, erblickte ich Hemming.
Er saß noch immer vor dem Schreibtisch, doch aus seinem Gesicht war der letzte Blutstropfen gewichen. Sein Mund stand weit offen, seine Augen kreisten nervös.
Lautlos kippte er vom Stuhl und stürzte auf den Boden. Er lebte noch.
Ich sprang auf und kniete neben Hemming nieder. Kendall telefonierte bereits nach einem Arzt.
Ein erstaunter Ausdruck breitete sich auf dem Gesicht des Bankdirektors aus. Seine Lippen bewegten sich, doch kein Laut drang mehr aus seinem Mund.
Ohne lange nachzudenken, legte ich meine Hand auf Hemmings Brust. Kein Herzschlag! Ich preßte den Finger auf seinen Puls. Nichts.
»Der Arzt kommt gleich!« rief Inspektor Kendall.
Als wäre das ein Stichwort gewesen, rollte Hemmings Kopf auf die Seite.
»Der Arzt kann sich ruhig Zeit lassen«, murmelte ich und stand auf. Ich ging an den Schreibtisch und suchte Dr. Atchisons Telefonnummer heraus.

***

Tausend Fragen gleichzeitig! Was war das für ein Licht gewesen? Woran war Hemming gestorben? Was steckte hinter der Sache mit den hunderttausend Pfund?
Außerdem sorgte ich dafür, daß so wenige Personen wie nur möglich von dem Vorfall erfuhren. Der Tod dieses Mannes war auf das Wirken magischer Kräfte zurückzuführen. Das stand schon jetzt für mich fest. Die Lichterscheinung war bereits Beweis genug. Dazu kam die auffallende Ähnlichkeit zu dem Fall Callanian. Immer, wenn magische Kräfte am Werk waren, schirmten wir den Fall soweit wie möglich gegen Uneingeweihte ab, um Spekulationen und wilde Fantastereien zu unterdrücken.
Endlich war der Arzt da, untersuchte den Toten, konnte nichts feststellen. Ich überwachte persönlich, wie sie den Toten auf eine Bahre legten.
»Zum Gerichtsmedizinischen Institut«, erklärte ich den Trägern. »Dr. Atchison wartet schon.«

Sie warfen mir einen erstaunten Blick zu. Normalerweise stand der Pathologe nicht bereit, wenn ein Toter eingeliefert wurde. Doch dann kehrte die Gleichgültigkeit in ihre Gesichter zurück, und sie brachten Hemming wortlos auf den Korridor hinaus.

Ich beschloß, den Transport zu beobachten. Bisher war so viel Rätselhaftes geschehen, daß ich jederzeit mit einer neuen Überraschung rechnete, und zwar mit keiner angenehmen.

Als ich ebenfalls auf den Korridor trat, schlossen sich eben die Türen des Aufzugs. Eingekeilt zwischen anderen Personen entdeckte ich Jane Collins. Sie mußte es sein. Außer ihr hatte keine Frau solche blonden Haare.

Wahrscheinlich hatte mich Jane im Yard besuchen wollen, mich jedoch nicht in meinem Büro angetroffen. Glenda Perkins hatte ihr bestimmt gesagt, wo ich zu finden war. Wieso aber war sie nicht zu mir gekommen? Der Anblick eines Toten konnte sie nicht weiter schrecken. In ihrem Beruf hatte sie schon mehrere Mordopfer gesehen.

»Warten Sie am Wagen auf mich!« rief ich den Leichenträgern zu und rannte los. Wenn ich wollte, überholte ich den langsamen Aufzug im Yard.

Keuchend hetzte ich die Treppe hinunter und stürmte durch die Halle. Sekunden später hielt der Aufzug. Die Türen glitten auseinander.

Jane Collins war nicht bei den Fahrgästen. Ich entdeckte aber auch keine andere Frau mit diesen unverwechselbaren blonden Haaren. Das Angebot in Schwarzhaarigen und Brünetten war groß. Es gab auch eine Rothaarige. Wäre jetzt eine hellblonde Frau ausgestiegen, die Jane entfernt ähnlich sah, hätte ich nicht weiter über den Zwischenfall nachgedacht. Aber da war keine Blondine. Wer immer sich im Aufzug aufgehalten hatte, war vor dem Erdgeschoß ausgestiegen. Das moderne Gebäude von Scotland Yard war ein Fuchsbau. Es hatte keinen Sinn, nach einer einzelnen Person zu suchen, wenn ich keine Großfahndung auslösen wollte.

Nachdenklich ging ich zu dem Wagen der Gerichtsmedizin. Sie hatten Ernest Hemming inzwischen verladen. Der Bankdirektor trat seine vorletzte Fahrt an. Die letzte würde ihn auf den Friedhof führen. So weit war es aber noch nicht.

Ich hängte mich mit dem Bentley hinter den Transporter.

***

An diesem Morgen war Jane Collins unschlüssig. Sie hatte im Moment keinen aktuellen Fall. Ein gewisser Mr. Moffeter hatte sich vor einigen Tagen an sie gewandt, weil er sich scheiden lassen wollte, aber sie hatte abgelehnt.

Andererseits haßte sie es, untätig herumzusitzen. Schon überlegte sie,

ob sie Moffeter nicht doch anrufen sollte. Aber dann geschah etwas ganz anderes. Sie stand plötzlich vom Frühstückstisch auf, klappte ihr Bett hoch und hob darunter die Teppichscheibe heraus.

Fünf Minuten lang starrte sie auf die leuchtende Scheibe. Sie bewegte sich die ganze Zeit nicht, als wäre sie aus Stein gehauen. Scheinbar völlig teilnahmslos schloß sie das Versteck wieder und kehrte an den Tisch zurück.

Jane dachte nicht mehr an Mr. Moffeter und seine Scheidungssache. Sie hatte eine andere Aufgabe.

Seltsamerweise konnte sie nicht genauer darüber nachdenken. Sie wußte nur, daß sie beschäftigt war. Sobald sie jedoch versuchte, sich über diese Tätigkeit klarzuwerden, liefen ihr die Gedanken davon. Dann dachte sie sofort an alles Mögliche, nur nicht an das Hauptproblem.

Jane wunderte sich auch nicht darüber, daß sie ein Taxi nahm, obwohl sie einen eigenen Wagen besaß. Sie gab Scotland Yard als Ziel an.

Eigentlich hatte sie gar nichts beim Yard zu tun, überlegte sie während der Fahrt. Sofort drängte sich die Erinnerung an einen Film in den Vordergrund.

Jane betrat das Yardgebäude und fuhr zu Johns Büro hinauf. Auf der Etage angelangt, musterte sie die ausgehängten Plakate und Hinweisschilder. Wer sie nur flüchtig sah, konnte sie für eine Besucherin halten, die auf jemanden wartete oder sich noch nicht schlüssig war, wohin sie sich wenden sollte.

Dann kam John. Er sah sie nicht, da er es sehr eilig hatte. Sie folgte ihm in einigem Abstand zum Betrugsdezernat, schnappte Namen auf, belauschte Gesprächsfetzen, wenn Kriminalbeamte über den Korridor gingen.

Seltsam, dachte sie. Es interessierte sie überhaupt nicht, was hier vor sich ging. Sie wollte nicht einmal mit John sprechen. Und dann war da wieder die Erinnerung an diesen Film. Ein Science-Fiction-Film. Sie konnte sich die Handlung gar nicht mehr genau ins Gedächtnis rufen.

Schreie, hastige Schritte auf dem Korridor. Ein Arzt stürmte in die Büros des Betrugsdezernates, dann kamen die Leichenträger. John erschien in der Tür.

Jane ging ganz ruhig zum Aufzug, drückte den Knopf für die Abwärtsfahrt. Die Kabine war überfüllt. Sie drängte sich noch hinein und wandte sich um, daß sie den Korridor überblickte.

Die Türen schlossen sich. In diesem Moment sah John zu ihr hinüber. Sie kam gar nicht auf die Idee, ihm zu winken, auszusteigen oder in der Halle auf ihn zu warten. Im ersten Stock verließ sie die Kabine und ging das letzte Stück zu Fuß zum Ausgang.

Einen Block von Scotland Yard entfernt betrat sie eine Telefonzelle

und wählte eine ihr völlig fremde Nummer.

Am anderen Ende der Leitung wurde abgehoben. Der Angerufene sagte kein Wort.

Jane Collins aber berichtete in allen Einzelheiten, was sie gesehen und gehört hatte. Danach legte sie wieder auf, verließ die Telefonzelle und sah sich verwirrt um.

Warum war sie eigentlich hergekommen? Wollte sie John besuchen? Bestimmt, warum wäre sie sonst hier?

Eben als sie auf den Yard zuging, sah sie Suko. Sie rief ihn und winkte, doch er achtete nicht auf sie, lief zu einem wartenden Taxi und fuhr los, als wäre der Satan hinter ihm her.

Kopfschüttelnd ging Jane weiter. Am Eingang des Yard erkundigte sie sich nach Oberinspektor Sinclair, doch sie mußte erfahren, daß er soeben den Yard verlassen hatte.

Jane beschloß, ihren etwas merkwürdigen Ausflug für einen Einkaufsbummel auszunutzen. Dann war sie wenigstens nicht ganz umsonst losgezogen.

***

»Sie sorgen dafür, daß die Arbeit nicht abreißt«, stellte Dr. Atchison grinsend fest. »Was haben Sie denn diesmal für mich?«

»An den makabren Humor von euch Pathologen werde ich mich nie gewöhnen«, antwortete ich und deutete auf die Bahre. Hemmings Körper zeichnete sich unter dem weißen Laken ab. »Ich tippe darauf, daß er so wie der Mann gestern gestorben ist. Sie wissen schon.«

Sofort war der makabre Humor des Gerichtsmediziners verflogen. Beinahe scheu betrachtete er die Bahre.

»Wollen Sie dabeisein?« bot er an. »Dann erfahren Sie es als erster.«

»Danke!« Ich hob schaudernd die Hände. »Es genügt mir, wenn ich es als zweiter erfahre. Ich warte in Ihrem Büro, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Atchison nickte nur knapp und zog sich zurück. Ich brauchte nicht lange zu warten. Als er in sein Büro kam, wußte ich sofort Bescheid.

»Sie haben richtig getippt«, sagte er mitgenommen. »Ich verstehe es einfach nicht. Anstelle des Herzens ein Hohlraum. Aber nur innerlich! Keine äußeren Verletzungen. Was soll ich denn in den Obduktionsbericht schreiben? Ich verliere doch auf der Stelle meinen Posten, weil alle glauben, ich hätte vor der Arbeit getrunken.«

»Keine Sorge.« Wenigstens in diesem Punkt konnte ich ihn beruhigen. »Die Obduktionsberichte landen auf meinem Schreibtisch. Und ich sorge schon dafür, daß sie in die richtigen Hände gelangen.«

»Wenigstens etwas.« Der Pathologe trat dicht vor mich hin. »Seien Sie ehrlich, Sinclair«, bat er. »Sie wissen mehr als ich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Ich denke nur an den Kult des

Sonnengottes bei den Azteken.«

Ich sah Atchison an, daß er angestrengt in seiner Erinnerung suchte. »Die Schule liegt schon lange zurück«, murmelte er. »Moment, Sinclair, da war etwas mit dem Herzen.«

»Richtig, Doc«, bestätigte ich. »Es wurde dem Sonnengott geopfert.«

Atchison schüttelte sich. »Wir können froh sein, daß heute die Sitten anders geworden sind«, sagte er mit seinem trockenen Humor. »Ich sehe aber keine Parallele zwischen dem Sonnenkult der Azteken und diesen beiden Toten.«

»Das Herz.« Ich zuckte die Schultern. »Mehr kann ich auch nicht sagen.« Ich wollte schon gehen, als mir noch eine Idee kam. »Wenn Sie von ähnlichen Fällen erfahren, Doc, verständigen Sie mich sofort. Auch wenn andere Organe bei Leichen fehlen.«

»Wird gemacht«, versprach er und sah dabei gar nicht glücklich aus.

Ich konnte mich gut in seine Lage versetzen. Als Arzt war er daran gewöhnt, wissenschaftlich zu arbeiten. In diesem Fall kamen wir aber mit herkömmlichen Methoden nicht voran. Ich mußte wie immer unkonventionell vorgehen.

Das war leicht gesagt. Aber wie sollte ich vorgehen? Was konnte ich denn tun?

Ein Bankdirektor war auf unerklärliche Weise ermordet worden. Ein anderer Bankdirektor ebenfalls, nachdem er einem Unbekannten hunderttausend Pfund ausgeliefert hatte.

Das war bereits alles. Ich beschloß, es erst einmal auf die ganz gewöhnliche kriminalistische Methode zu versuchen. Das heißt, ich wollte mich im Yard umhören, ob die Untersuchungen meiner Kollegen auch für mich einen Anhaltspunkt erbracht hatten.

Auf dem Weg zu meinem Bentley war mir, als sähe ich auf der anderen Straßenseite Suko. Der Passantenstrom riß nicht ab. Ich kannte keines der Gesichter.

Litt ich bereits unter Verfolgungswahn, daß ich ständig Suko oder Jane in meiner Nähe glaubte? Oder steckte da mehr dahinter? Ich mußte mich bei nächster Gelegenheit darum kümmern. Vorerst aber war es wichtiger, daß ich etwas über die rätselhaften Todesfälle herausfand.

Um zwei Uhr nachmittags betrat ich ziemlich skeptisch den Yard. Ich glaubte nicht daran, daß meine Kollegen viel herausgefunden hatten.

Fünf Minuten später wußte ich es besser. Scotland Yard stand kopf.

Bei uns war der Teufel los, und das war noch eine gewaltige Untertreibung.

***

Es fiel mir schon auf, als ich über den Korridor ging.

Sämtliche Telefone klingelten. Meine Kollegen schlichen mit

Leichenmienen herum. Die Nervosität war mit Händen greifbar.

»Sie sollen sofort zum Chef kommen!« rief Glenda Perkins, als ich mein Vorzimmer betrat. Sie hielt sich nicht einmal mit einem kurzen Flirt auf. »Es ist sehr dringend!«

Wortlos verschwand ich wieder und platzte in Superintendent Powells Büro.

»Na endlich!« Er schoß hinter seinem Schreibtisch hoch und stürzte auf mich zu. »Ich muß sofort in die Krisensitzung. Ich habe nurmehr auf Sie gewartet. Hören Sie, es geht drunter und drüber. Auf meinem Schreibtisch liegt eine Liste mit Leuten, die sich mehr als merkwürdig benommen haben. Diese Liste ist streng geheim. Lesen Sie, dann wissen Sie Bescheid! Und bringen Sie mir bald eine Erfolgsmeldung.«

Ich blickte verblüfft hinter ihm her, als er überhastet sein Büro verließ. So hatte ich den Superintendent noch nicht erlebt. Ich nahm die Liste an mich und begann zu lesen.

Es war mehr ein Kurzprotokoll als eine gewöhnliche Liste. Zehn Namen waren aufgeführt, und die meisten kannte ich aus Zeitungs- und Rundfunkmeldungen. Es drehte sich um einflußreiche Leute aus Wirtschaft und Wissenschaft, Leute in Schlüsselpositionen. Und sie alle hatten sich sehr sonderbar benommen.

Am wichtigsten war für mich der Hinweis am Ende des Protokolls, daß niemand verhaftet worden war, sondern daß alle nur unter Aufsicht standen.

Da war zum Beispiel ein Geheimnisträger der Luftwaffe, der Top-Secret-Akten unter den Arm geklemmt und damit das Ministerium verlassen hatte. Erst nach zehn Schritten hatten die Sicherheitsbeamten geschaltet und den Mann auf Eis gelegt.

Da war zum Beispiel der seit Jahren zuverlässige Geldbote einer großen Firma, der ohne Geld von der Bank zurückgekommen war und erklärt hatte, er hätte das Geld an einen Fremden übergeben. Einfach so. Und er wußte nicht, wieso.

Da war zum Beispiel der Generalmanager einer Raffinerie, der angeordnet hatte, daß der Ölhahn zugedreht wird. Seine Mitarbeiter setzten ihn in seinem Büro fest, ehe sein Befehl ausgeführt wurde.

Unterschlagung, Erpressung, Sabotage – was war plötzlich in dieser Stadt los? Und warum stellten sich diese Leute so ungeschickt an, daß sie sofort geschnappt wurden?

Jetzt konnte ich mir auch gut erklären, wieso Superintendent Powell an einer Krisensitzung teilnehmen mußte. Bei solchen Vorfällen war unsere Sicherheit bedroht. Noch waren es nicht die Spitzenkräfte an den Schaltstellen des Landes, aber es handelte sich bereits um Personen in wichtigen Positionen. Im Hintergrund drohte die große Katastrophe.

Es war noch zu früh, um eine Verbindung zwischen den zehn

Personen auf meiner Liste und Ernest Hemming herzustellen, aber Hemmings Verhalten paßte genau in dieses Schema. Er hatte einem Unbekannten Geld verschafft und sich dabei bloßgestellt, keine Rücksicht auf sich selbst genommen.

Ich wollte sofort mit den Verdächtigen sprechen. Ich mußte klären, ob auch sie unter Zwang gehandelt hatten und sich an nichts mehr erinnerten.

Ich wollte mich auf den Weg machen, doch dann fiel mir etwas ein.

Als ich Hemming gegenüber die Ermordung Callanians erwähnt hatte, war er von dem magischen Lichtblitz getötet worden. Vermutlich hatte mich der Unheimliche im Hintergrund beobachtet und rechtzeitig einen gefährlichen Zeugen aus dem Weg geräumt.

Ich wollte kein Risiko eingehen. Es sollte nicht noch mehr Todesopfer geben. Wenn diese Aktionen von einem Unbekannten gesteuert wurden, beobachtete er mich unter Garantie. Dann verfolgte er mich auch, wenn ich die Verdächtigen besuchte.

Wenn ich sie zu scharf verhörte, tötete er wahrscheinlich auch sie.

Ich ließ mir etwas einfallen. Ich wollte den Unbekannten ablenken, während die richtigen Befragungen von Helfern durchgeführt wurden. Das durfte allerdings niemand von Scotland Yard sein. Meine Kollegen kannte der Mann im Hintergrund wahrscheinlich sehr gut.

Deshalb kehrte ich in mein Büro zurück und rief Jane Collins an. Als ich ihr erklärte, worum es ging, war sie sofort einverstanden.

»Natürlich mache ich das für dich, John«, versprach sie. »Ich werde die Leute so vorsichtig ausquetschen, daß sie es nicht einmal merken.«

Ich gab ihr drei Namen von meiner Liste und die Adressen, an denen die Verdächtigen festgehalten wurden.

Das Gleiche machte ich mit Suko. Ich hatte Glück, daß er zu Hause war. Auch er wollte helfen und bekam von mir drei Namen. Gegen Abend wollten wir uns dann in Janes Apartment treffen.

Ich selbst nahm mir die restlichen vier Personen auf meiner Liste vor.

Diesmal ging ich nicht mit leeren Händen los, sondern nahm meinen Spezialkoffer mit. Ich hatte es im Gefühl, daß ich meine Waffen gegen das Böse und Dämonische brauchen würde.

***

Ich hatte meinen Freunden jene Leute übertragen, an die sie am leichtesten herankamen. Ich selbst hatte mir jene reserviert, die hermetisch abgeschirmt wurden, so zum Beispiel diesen Luftwaffenmensch. Ein gewöhnlicher Sterblicher konnte nicht mehr mit ihm sprechen. Mir öffnete mein Ausweis von Scotland Yard den Zugang zum Ministerium. Allerdings mußte ich noch einmal Sir Powell anrufen, der dann mit dem Minister telefonierte. Der Minister telefonierte auch mit jemandem. Endlich durfte ich mich mit dem

Geheimnisträger allein unterhalten. Ich erfuhr allerdings nicht einmal seinen richtigen Namen. Für mich hieß er Mr. Smith.

›Mr. Smith‹ sah so aus, wie man sich einen wichtigen Mann in der Landesverteidigung nicht vorstellt. Klein, blaß, schmal, nervös. Er trug einen viel zu weiten Anzug, der ihm über die Schultern herunterhing. Er wirkte, als habe er sich von seinem großen Bruder Kleider ausgeliehen, um auf die Leute Eindruck zu machen.

»Ich weiß überhaupt nicht, was Scotland Yard die ganze Sache angeht«, beschwerte er sich, sobald sich die Tür des Büros hinter uns geschlossen hatte. »Was immer auch geschehen ist, es wird von unseren eigenen Leuten untersucht.«

»Wir wollen uns in Ruhe unterhalten, Mr. Smith«, schlug ich vor. »Sie können sicher sein, daß ich Ihnen helfen will.«

Er lachte hektisch, atemlos. »Sie und mir helfen? Meine eigenen Leute drehen mir bereits einen Strick. Und ausgerechnet ein Oberinspektor von Scotland Yard möchte mir helfen?«

»Sie stehen unter Hausarrest«, sagte ich kühl. »Das heißt, daß Sie jede Menge Zeit haben. Wie wäre es, wenn Sie mir zehn Minuten Ihrer Zeit schenken? Sie können nichts verlieren.«

Mr. Smith – oder wie immer er in Wirklichkeit heißen mochte maß mich mit einem mißtrauischen Blick. »Meinetwegen«, murmelte er. »Was wollen Sie wissen?«

»Sie versuchten, Geheimmaterial aus dem Ministerium zu entfernen«, begann ich und hob rasch die Hand, als er mich unterbrechen wollte. »Das interessiert mich gar nicht«, versicherte ich. »Ich möchte wissen, ob Sie sich an alles erinnern können.«

Er sah mich verblüfft an. »Nein, aber wieso fragen Sie mich das? Ich habe es schon meinen Kollegen erzählt. Sie wollten mir nicht glauben.«

»Sie wissen nicht mehr, warum Sie die Akten genommen und weggetragen haben?« vergewisserte ich mich. »Sie wissen auch nicht, wohin Sie sie bringen sollten?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe eine absolute Gedächtnislücke.« In seinem blassen, nichtssagenden Gesicht erschien ein hoffnungsvoller Zug. »Oberinspektor Sinclair, Sie wissen etwas! Sagen Sie es! Helfen Sie mir! Ich bin kein Landesverräter!«

»Hören Sie mir gut zu«, bat ich ihn. »Und achten Sie auf jedes Wort!«

Ich wollte ein Experiment durchführen. Leider hatte ich meinen Spezialkoffer nicht bei mir. Die Sicherheitsbeamten hatten ihn durchsuchen wollen. Genau das aber wollte ich nicht zulassen. Niemand sollte meine geheimen Waffen im Kampf gegen das Dämonische sehen. Schweren Herzens hatte ich ihn in der Sicherheitszentrale des Ministeriums deponiert. Ich mußte mein Experiment daher ohne Spezialwaffen durchführen.

»Woran denken Sie, wenn ich Amulett sage?« fragte ich.
Smith ließ seine schmalen Schultern in dem viel zu weiten Anzug mutlos nach vorne sacken. »Was soll der Unfug?« fragte er enttäuscht. »Wie wollen Sie mir helfen?«
»Woran denken Sie bei Farbspektrum? Lichtblitze? Buntes Licht?«
»An eine Diskothek«, antwortete der Geheimnisträger prompt.
Jetzt war ich es, der die Schultern enttäuscht hob. Ich hatte mir eingebildet, daß es einen Zusammenhang zwischen allen rätselhaften Fällen der letzten Tage gab. Ich brauchte aber noch einen Beweis. Mit diesen scheinbar sinnlosen Wörtern wollte ich eine Beziehung zwischen ›Mr. Smith‹ und dem aztekischen Amulett nachweisen. Bisher war es nicht gelungen. Ich gab aber noch nicht auf.
»Eine feurige, leuchtende Scheibe«, fuhr ich fort. Ich senkte meine Stimme zu einem eindringlichen Flüstern. »Farbige Lichtblitze zucken auf Sie nieder! Sie starren die Scheibe an und fallen in einen bodenlosen Abgrund.«
Er schüttelte seinen vogelähnlichen Kopf. »Das ist doch Unsinn!« behauptete er scharf.
»Eine Pyramide«, fuhr ich fort. Schweißperlen flossen über meine Stirn, so sehr konzentrierte ich mich. »Auf einem Altar liegt ein Mann, daneben steht der Priester. Er hält ein Messer in der Hand!«
Smith starrte mich aus ungläubigen Augen an. Er schien an meinem Verstand zu zweifeln.
»Der Priester opfert das Herz dieses Mannes«, flüsterte ich. »Der Sonnengott soll gnädig…«
Bei dem Wort Sonnengott ging mit dem Gesicht des Mannes eine erschreckende Veränderung vor sich. Seine schmalen Augen weiteten sich. Ein unheimliches Feuer glomm in ihnen auf. Seine blasse Haut rötete sich. Seine Lippen bebten. Aus seinem Mund drang ein Zischen wie von einer gereizten Giftschlange.
»Sonnengott«, keuchte er. »Der Sonnengott muß gnädig gestimmt werden!«
Ehe ich überhaupt begriff, was hier vor sich ging, blitzte in der Hand des Mannes ein Messer auf.
»Dem Herz für den Sonnengott!« schrie er und warf sich auf mich. Das Messer zuckte auf meine Brust zu.

***

Sowohl Jane Collins als auch Suko verließen nach den Anrufen ihres Freundes John Sinclair ihre Apartments. Jeder von ihnen hatte einen Zettel mit drei Namen, Adressen und stichwortartigen Angaben in der Tasche stecken.
Sie fuhren zum Trafalgar Square. An der Nelsonsäule trafen sie zusammen, sahen einander kurz an und brauchten sich nicht weiter zu

verständigen. Zwischen ihnen war alles klar. Sie wußten, was sie zu tun hatten.

Zwei Stunden später fuhren sie in Janes Apartment. Zwei Stunden, in denen sie nichts anderes getan, als am Fuß der Nelsonsäule zu stehen. In dem Apartment angekommen, setzten sie sich wie Puppen, blickten aneinander vorbei und warteten.

Plötzlich hob Suko den Kopf. In diesem Moment erinnerte er an einen Jagdhund, der eine Fährte wittert.

Er stand auf, ging einmal unruhig durch die Wohnung und blieb endlich vor Janes Bett stehen. Mit einem Ruck klappte es der kräftige Chinese hoch und starrte aus glasigen Augen auf den Teppichboden. Er merkte nicht, wie sich Jane langsam aus ihrem Sessel erhob und hinter ihn trat.

Suko beugte sich hinunter und betastete den Teppich. Seine Finger glitten über den kreisrunden Schnitt. In seinem Gesicht erschien ein gieriger Ausdruck, als befände sich unter dem Teppich etwas für ihn unerhört Wertvolles.

Er grub seine Fingernägel in den Schnitt, um die Platte hochzuheben.

In diesem Moment traf ihn von hinten ein harter Schlag, der ihn auf der Stelle fällte. Mit einem gepreßten Stöhnen kippte er um. Das Bett wäre ihm um ein Haar auf den Kopf gefallen. Jane fing es im letzten Moment auf.

Sie packte den massigen Chinesen, zerrte ihn mit der linken Hand zur Seite und brachte das Bett in die frühere Position. Dann nahm sie Suko an der Hemdbrust, hob ihn wie eine federleichte Puppe hoch und setzte ihn in seinen Sessel zurück.

Minuten später kam er zu sich. Er blinzelte benommen, rieb sich das Genick und runzelte die Stirn, verlor jedoch kein Wort.

Und wieder warteten sie schweigend darauf, daß John die Verabredung einhielt.

***

Ich hatte mit einer heftigen Reaktion gerechnet, doch Smith überrumpelte mich. Woher hatte er nur das Messer?

Ich schaffte es nicht mehr. Ich konnte ihm nicht ausweichen. Ich warf mich verzweifelt zur Seite. Mehr blieb mir nicht.

Smith stieß einen grauenhaften Schrei aus. Mit aller Kraft stieß er mir das Messer entgegen. Ich krümmte mich zusammen. Die Klinge sauste mir zwischen Arm und Körper durch.

Smith legte seine ganze Kraft hinter den Stich. Seine Faust mit dem Messergriff knallte mir gegen den Arm, daß ich aufschrie. Der Stoß warf mich mitsamt meinem Stuhl um.

Ich schlug hart mit dem Kopf auf den Boden. Trotzdem war es meine einzige Chance. Ich machte eine Rolle nach hinten, kam auf die Knie.

Smith hielt das Messer noch immer in der Hand. Blut schimmerte auf der Klinge. Mein Blut!

Seine Augen funkelten tückisch. Der Mann war nicht mehr er selbst. Der ›Sonnengott‹ hatte ihn übernommen.

Er schnellte sich auf mich zu. Diesmal war ich gewarnt. Ich ließ mich zur Seite fallen. Das Messer fuhr fingerbreit an meinem Gesicht vorbei. Seine Faust erwischte mich an der Wange, daß mein Kopf herumgerissen wurde.

Dann hatte ich Smith an der Hand gepackt und ließ ihn mit einem Judogriff durch die Luft fliegen. Er prallte gegen die Wand.

Normalerweise hätte er betäubt liegenbleiben müssen. Er war jedoch im nächsten Moment wieder auf den Beinen.

Das Messer zischte durch die Luft. Er hatte es geschleudert.

Es traf mich voll. Ich spürte einen harten Schlag gegen meine Brust. Der Atem stockte mir.

Smith stieß einen Triumphschrei aus. Er warf die Arme in die Luft und drehte das Gesicht zur Decke. Unverständliche Worte drangen aus seinem Mund, fremdartig, beschwörend. Er fiel auf die Knie, preßte das Gesicht gegen den Boden, als bete er jemanden an.

Ich stand noch immer stocksteif da. Es dauerte einige Sekunden, bis ich begriff. Ich lebte, war nicht einmal schwer verletzt.

Mein dickes Notizbuch! Es hatte die Wucht des Einschlags aufgefangen!

Wütend schleuderte ich das Messer in eine Ecke.

Sofort schnellte Smith wieder hoch. Er erkannte, daß er mich nicht getötet hatte.

Ich wollte ihn nicht verletzen. Wenn er mich aber wieder angriff, mußte ich es tun.

Deshalb zog ich hastig mein silbernes Kreuz hervor und ließ es offen baumeln.

Smith starrte auf das Kreuz, riß die Arme schutzsuchend vor das Gesicht und taumelte auf das Messer zu.

Ehe ich eingreifen mußte, flog die Tür auf. Drei Sicherheitsbeamte stürmten in den Raum. Sie erfaßten die Situation, packten Smith und zerrten ihn auf den Korridor hinaus.

Ich hörte noch seine Schreie, als sie außer Sichtweite waren.

Ein vierter Sicherheitsmann tauchte in der Tür auf. »Sie sind ja verletzt, Oberinspektor!« rief er erschrocken. »Sie bluten am Arm!«

Ich zog das Jackett aus, streifte den Hemdärmel hoch und betrachtete die Wunde.

»Unwichtig«, tat ich den Schnitt ab. »Ein Pflaster genügt.«

»Ich besorge Ihnen einen Verband!« Der Mann verschwand und kam schon nach zwei Minuten wieder. »Wie ist denn das passiert?« fragte er kopfschüttelnd.

»Smith hat doch sonst nie ich meine, warum hat er Sie angegriffen?«

»Ich habe ihn wahrscheinlich zu hart angefaßt«, sagte ich ausweichend. »Da sind ihm die Nerven durchgegangen. Nicht weiter wichtig. Vergessen Sie den Vorfall.«

»Vergessen?« Der Sicherheitsbeamte schüttelte den Kopf. »Sie sind ein merkwürdiger Polizist.«

»Das hat mir auch noch keiner gesagt«, stellte ich trocken fest, streifte den Ärmel wieder herunter und schlüpfte in mein zerschnittenes Jackett. »Ich schreibe einen Bericht. Mit zwei Durchschlägen. Ist jetzt die Welt wieder in Ordnung?«

Er starrte mich fassungslos an, als ich zur Tür ging. Offenbar konnte er mich überhaupt nicht verstehen.

Auf dem Korridor drehte ich mich noch einmal um.

»Übrigens, vielen Dank für das Verbinden!« rief ich ihm zu, holte meinen Spezialkoffer ab und verließ das Ministerium.

Ich war gar nicht so gut aufgelegt, wie ich getan hatte. Ich wollte nur meine schweren Sorgen verschleiern. Denn der Angriff des sogenannten Mr. Smith war der Beweis, daß sich diese aztekischen Amulette wie eine Seuche ausgebreitet hatten.

Und ich ahnte nicht einmal, was sie zu bedeuten hatten. Ich sah nur die katastrophalen Folgen.

Nach diesem Zwischenfall wollte ich erst einmal hören, ob Jane und Suko schon etwas herausgefunden hatten. Vielleicht war einer der beiden bereits in Janes Apartment.

Als ich anrief, meldete sich Jane sofort.

»Wir haben es schon hinter uns«, meldete sie. »War recht interessant.«

»Gut, ich komme zu euch«, versprach ich und hängte ein. Die übrigen Befragungen der Verdächtigen wollte ich mir aufheben. Auf Jane und Suko konnte ich mich verlassen. Wenn sie mir einen Hinweis gaben, konnte ich dem erst einmal nachgehen. So kam ich schneller voran.

Ich stellte den Bentley vor Janes Apartmenthaus ab und fuhr zu ihr hinauf. Suko holte mich sogar am Aufzug ab.

»John!« rief er erschrocken und warf einen prüfenden Blick auf meinen linken Arm. »Was ist denn mit dir passiert?«

»Erzähle ich dir drinnen.« Ich schob ihn vor mir her. Jane öffnete uns die Tür.

»John!« Wenn Jane lächelte, waren alle Sorgen vergessen. Sie konnte mit ihren strahlenden Augen sogar einen Messerschnitt zum Verschwinden bringen. »Komm rein, John!«

Sie wollte mich am Arm in ihr Apartment ziehen. Ich wich ihr mit einer hastigen Drehung aus.

»Lieber nicht anfassen, Darling«, sagte ich und lächelte verzerrt. »Einer meiner Klienten war etwas unsanft.«

»Um alles in der Welt, John!« Ihre Augen weiteten sich. »Du bist verletzt!«

Die nächsten fünf Minuten kam ich nicht zum Erzählen und auch nicht zum Fragen. Jane versorgte die Wunde nach allen Regeln der Kunst, reinigte sie, verband sie neu. Suko schenkte inzwischen Whisky ein und drückte mir das Glas in die gesunde Hand.

»Noch einmal Glück gehabt, John!« sagte er. »Das hätte böse ausgehen können.«

Ich nickte. »Ich habe dem Mann ganz allgemeine Fragen gestellt«, berichtete ich. »Dann habe ich ihm bestimmte Wörter genannt. Bei ›Sonnengott‹ hat er mich angegriffen.«

Jane zuckte die Schultern. »Armer Kerl! Wahrscheinlich hat er die Nerven verloren, weil ihn andere schon durch die Mangel gedreht haben.«

»Ich glaube an einen Zusammenhang mit diesem Amulett, das in meiner Wohnung aufgetaucht ist«, behauptete ich. »Ihr wißt, ich habe euch von meiner Vision erzählt. Da gibt es eine direkte Linie. Sie führt von dem Amulett über meine Vision zu Callanians und Hemmings Tod. Und jetzt diese Serie rätselhafter Vorfälle.«

Jane winkte ab. »So rätselhaft ist das gar nicht, John«, erklärte sie. »Und zwar haben Suko und ich festgestellt, daß es sich nur um einen merkwürdigen Zufall handelt.«

Ich starrte Jane verblüfft an. »Das mußt du mir genauer erklären!«

»Ganz einfach, John. Ich habe mit dem Geldboten gesprochen, der ohne Lohngelder in seine Firma zurückgekehrt ist. Der Mann wollte mit dem Geld abhauen, aber es ist ihm nicht gelungen. Sie haben ihn erwischt. Wahrscheinlich hat er das Geld vorher schon irgendwo versteckt. Jetzt behauptet er, daß er die Lohngelder an einen Fremden übergeben hat und sich an nichts erinnern kann.«

»So wie Ernest Hemming«, warf Suko ein. »Der Geldbote hat wahrscheinlich von Hemming gehört und ihn einfach kopiert.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das zieht nicht! Es hat von Hemming kein Wort in der Zeitung gestanden. Außerdem war die Zeit viel zu kurz. Wir haben alle Informationen zurückgehalten, und selbst wenn wir das nicht getan hätten, wäre noch nichts an die Öffentlichkeit gedrungen.«

»Aber, John!« Jane beugte sich lächelnd über mich und schenkte mir noch einen Whisky ein. »Verrennst du dich da nicht in eine fixe Idee? Du sagst, daß du in deiner Wohnung ein merkwürdiges Erlebnis gehabt hast. Na gut, aber das ist noch kein Grund, daß du jetzt alles in einem Zusammenhang siehst.«

Suko zuckte die mächtigen Schultern. »Du bist müde und abgespannt, John«, behauptete er. »Sieh mal, ihr habt den Reportern nichts über Hemming gesagt. Aber du weißt doch, wie schnell in der Branche

Gerüchte herumlaufen. Der Bote hat die Lohngelder von einer Bank geholt. Dort haben sie schon Bescheid gewußt und ihm alles brühwarm erzählt.«

»Und er hat es nachgemacht.« Jane drückte mir mein Glas in die Hand. »Ich glaube, du solltest dich ausruhen. Du hast einen schweren Tag gehabt.«

Ich nahm noch einen Schluck Whisky und blinzelte. Vor meinen Augen drehte sich alles.

»Ich glaube, du hast recht«, murmelte ich und wollte das Glas wegstellen. Es fiel mir schwer, den Tisch zu erreichen. Jane nahm mir das Glas ab. »Ich werde ein wenig schlafen.«

Suko hob meine Füße auf die Couch. Jane schob mir ein Kissen unter den Kopf.

Im nächsten Moment war ich eingeschlafen. Anstatt diese mysteriösen Falle weiter zu verfolgen, lag ich in Janes Apartment und schlief. Und mein unbekannter Gegner bekam einen Vorsprung, den ich nur schwer aufholen konnte. Doch davon wußte ich nichts, als ich da wie betäubt lag.

***

Es war völlig unwichtig, wie ›Mr. Smith‹ in Wirklichkeit hieß. Tatsache war, daß er ein wichtiger Geheimnisträger war. Hatte er Verrat begangen, wäre das für das ganze Land ein schwerer Schlag gewesen.

Sein Wissen war viel Geld wert. Hätte er es auf dem ›freien Markt‹ der internationalen Spionage angeboten, wäre er in kurzer Zeit reich geworden.

Natürlich konnte auch jeder, der an das Wissen von ›Mr. Smith‹ herankam, diese Informationen zu Geld machen.

Aus allen diesen Gründen war das Verhalten dieses Mannes um so unverständlicher und hatte zu einem solchen Wirbel geführt. Das Ministerium stand kopf.

Eigentlich sollte der Geheimnisträger pausenlos verhört werden, doch nach dem Zwischenfall mit dem Oberinspektor von Scotland Yard war er unansprechbar.

Niemand konnte sich einen Reim auf sein Verhalten machen. Er hatte auf geradezu lächerliche Art versucht, Geheimmaterial aus dem Ministerium zu schmuggeln, und der Angriff auf Sinclair widersprach auch jeder Vernunft.

Es war kein Wunder, daß die Verantwortlichen einen Arzt und einen Psychiater anforderten. Sie wollten kein Risiko eingehen, und sie mußten wissen, was mit ›Mr. Smith‹ passiert war. Bis zum Eintreffen der beiden Ärzte schlossen sie Smith in ein Büro ohne Fenster ein. Der einzige Zugang wurde von zwei Männern der Sicherheitsabteilung

bewacht.
Um fünf Uhr nachmittags kam der Arzt. Er wies sich aus und wurde eingelassen. Insgesamt sieben Personen waren Zeuge, als die Sicherheitsbeamten die Tür aufschlossen. Entsetzt starrten sie in den Raum.
Smith lag reglos auf dem Boden. Seine starren Augen blickten ins Leere. Arme und Beine waren unnatürlich verrenkt. Auf den ersten Blick war klar, daß hier nichts mehr zu machen war.
Der Arzt untersuchte ihn routinemäßig und schüttelte den Kopf. Und dann liefen die Telefone heiß.
In aller Stille wurde der Abtransport der Leiche durchgeführt. Auch die Obduktion fand unter strengster Geheimhaltung statt.
Dennoch konnten es die Verantwortlichen nicht ganz verhindern, daß ein wenig von dem sensationellen Ergebnis durchsickerte. Die Gerüchte blieben zwar unter den Ärzten des Gerichtsmedizinischen Instituts, aber das genügte schon.

***

Ich erwachte mit einem Brummschädel, als ob ich eine ganze Nacht durchgefeiert hätte. Stöhnend schlug ich die Augen auf.
»Ich habe mal wieder recht gehabt«, drang eine einschmeichelnde Stimme an mein Ohr. »Du bist ganz schon groggy, John.«
Nur langsam schälte sich aus der Watte vor meinen Augen Janes Gesicht heraus. Ihre Augen blickten besorgt, während ihr Mund lächelte.
»Was ist denn passiert?« fragte ich. Meine Zunge fühlte sich riesiggroß und schwer an. Viel mehr als ein Lallen brachte ich nicht zustande. Es war ein Wunder, daß Jane mich überhaupt verstand.
»Kannst du dich nicht erinnern?« fragte sie erstaunt. »Einer der Verdächtigen hat dich mit dem Messer verletzt. Du hast es noch bis zu mir geschafft. Hier bist du umgekippt.«
Jetzt erinnerte ich mich zwar, aber ich hatte meine Wunde nicht so ernst eingeschätzt. Viel mehr als ein Kratzer war es doch nicht. Keuchend setzte ich mich auf. Jane mußte mich stützen.
»Wie spät ist es?« fragte ich stöhnend.
»Mitternacht«, antwortete Jane. »Schlaf weiter!«
»Mitternacht?« Das machte mich wach. »Das darf doch nicht wahr sein!«
Sie wollte mich wieder auf die Couch drücken, doch ich schob sie energisch von mir.
»Ich muß nach Hause«, erklärte ich. Genau wußte ich nicht, was ich da wollte, aber bleiben wollte ich auf keinen Fall.
»Du kannst in deinem Zustand nicht fahren!« rief Jane. »Ich bringe dich nach Hause und nehme mir hinterher ein Taxi.«

Ich wollte protestieren, doch dann fühlte ich mich so wackelig auf den Beinen, daß ich alles über mich ergehen ließ. Sie stützte mich, als wir zum Bentley hinuntergingen, und sie übernahm das Steuer.

Während der Fahrt hatte ich das Gefühl, durch einen endlosen Tunnel zu rasen. Zwischendurch mußte ich eingeschlafen oder ohnmächtig geworden sein, denn plötzlich standen wir in der Tiefgarage unter meinem Wohnhaus.

Aus einer dunklen Ecke der verwinkelten Betonburg löste sich eine massige Gestalt und kam auf uns zu. Für mich sah es so aus, als schwebte ein Riesenkrake durch gelatineartige Flüssigkeit. Es war aber nur Suko, der Jane half, mich in den Aufzug zu verfrachten. In meinem Apartment kam ich erst wieder zu mir.

Suko hatte mich ausgezogen und ins Bett gesteckt. Dankbar schloß ich die Augen.

Jane weckte mich noch einmal. Ich sollte etwas trinken, das mir angeblich gut tat. Widerspruchslos schluckte ich die heiße Flüssigkeit. Es war Milch, die jedoch einen seltsamen Geschmack hatte. Danach ließ ich mich völlig erschöpft in die Kissen sinken.

***

Ich lag auf dem Grund des Ozeans und versuchte verzweifelt, zur Oberfläche aufzutauchen. In unendlicher Ferne sah ich die Helligkeit der Sonnenstrahlen auf dem Wasser. Ich kam jedoch vom Grund nicht hoch, weil mich Bleigewichte festhielten.

Mit aller Kraft stemmte ich mich gegen den Widerstand. Es überstieg fast meine Fähigkeiten, doch endlich löste ich mich aus dem zähklebrigen Schlamm und stieg empor.

Mit steigender Geschwindigkeit trieb ich nach oben und schoß durch die Wasseroberfläche. Gleißende Helligkeit umflutete mich.

Ich riß die Augen auf und schnappte gierig nach Luft – und fand mich in meinem Bett sitzend wieder. Die Helligkeit verschwand nicht wie der Ozean, von dem ich geträumt hatte. Sie stammte von der Sonne, die in mein Apartment schien.

Erschrocken blickte ich auf die Uhr. Zwölf Uhr mittags! Wie konnte ich nur so verschlafen?

Mein Kopf fühlte sich an, als habe ihn jemand vollständig ausgeleert und mit Watte oder Luft gefüllt. Meine Bewegungen waren unbeholfen wie bei einem kleinen Kind, das noch nicht richtig laufen kann. Als ich die Beine aus dem Bett schwang und aufstand, landete ich im nächsten Moment wieder auf der Matratze.

Ich biß die Zahne zusammen, stemmte mich zum zweiten Mal hoch und hielt mich überall fest, als ich ins Bad tappte, mich unter die Dusche stellte und das kalte Wasser auf volle Kraft stellte. Zwei Minuten prustete und schnaufte ich, dann ging es mir besser.

Wenigstens konnte ich ohne Stütze stehen.

In meinem Mund hatte ich einen scheußlichen, pelzigen Geschmack, gegen den ich unbedingt etwas tun mußte. Ich tappte in die Küche und holte eine Packung Orangensaft, schnitt ein Loch und trank alles in einem Zug aus. Die leere Packung wollte ich in den Mülleimer werfen.

Doch kaum klappte ich den Deckel hoch, als ich stutzte. Da lag ein braunes Medizinfläschchen zwischen leeren Konservendosen. Und ich wußte genau, daß ich kein solches Fläschchen in meinem Apartment hatte. Wie war es hier hereingekommen?

Mit einem Tuch holte ich es heraus und roch daran. Der intensive Geruch erinnerte mich an etwas, doch mein Verstand sträubte sich gegen die Erkenntnis.

So hatte die Milch geschmeckt, die Jane mir gestern abend ans Bett gebracht hatte!

Zweifelnd blickte ich auf das leere Fläschchen. Es trug keine Aufschrift, aber ich wußte jetzt schon, was es enthalten hatte. Ich konnte es in den Yard mitnehmen und chemisch untersuchen lassen, aber dann mußte ich unangenehme Fragen beantworten. Ich kannte eine andere Möglichkeit.

Zuerst rief ich Superintendent Powell an. Er sollte mir nicht in die Quere kommen.

»Sinclair, wo haben Sie gesteckt?« rief er mit einer Mischung aus Ärger und Erleichterung. »Ich habe Sie schon den ganzen Vormittag gesucht!«

»Ich habe wichtige Spuren verfolgt«, log ich. »Ich muß sofort wieder schlußmachen. Hat sich etwas Neues ergeben?«

»Nicht, daß ich wüßte«, antwortete der Superintendent. »Was für Spuren sind denn das?«

»Wie?« rief ich. »Die Leitung ist so schwach! Ich kann Sie kaum verstehen! Ich rufe wieder an!«

Damit legte ich auf. Der Trick war alt, zog aber immer noch. Niemand konnte nachweisen, ob die Leitung wirklich zusammengebrochen war, und ich hatte freie Hand.

Auf Fingerabdrücke nahm ich jetzt keine Rücksicht mehr. Das Fläschchen mußte von Jane stammen. Ich wollte nur noch mit letzter Sicherheit wissen, was es enthalten hatte.

Dr. Atchison hatte Dienst, als ich das Gerichtsmedizinische Institut betrat. Er blickte mir prüfend entgegen.

»Stimmt etwas nicht, Doc?« erkundigte ich mich mit einem matten Grinsen.

»Sehen Sie in den Spiegel, Sinclair«, empfahl er. »Sie sehen aus, als hätten sie vierzig Tage und vierzig Nachte durchgefeiert.«

»So fühle ich mich auch.« Ich drückte ihm das Fläschchen in die

Hand. »Tun Sie mir einen Gefallen, Atchison. Untersuchen Sie diesen kleinen Rest. Ich möchte wissen, was es ist.«

Der Pathologe war nicht sehr erfreut. »Chemische Analysen sind nicht mein Spezialgebiet. Können Sie mir wenigstens einen Tip geben?«

»Ein sehr starkes Schlafmittel.« Ich folgte ihm in sein Labor. »Haben Sie in unserer Sache etwas herausgefunden?«

Mehr brauchte ich nicht zu sagen. Atchison wußte, daß ich die beiden Leichen ohne Herz meinte.

Er begann, die restliche Flüssigkeit zu untersuchen. »Aber ich habe etwas läuten gehört. Geheime Sache. Hat etwas mit der Luftwaffe zu tun.«

Ich wurde hellhörig. »Was hat ein Pathologe mit der Luftwaffe zu schaffen?«

Er schüttelte den Kopf. »Gar nichts. Aber die Luftwaffe hat eine Leiche sezieren lassen. Der Geheimdienst hat alles abgeschirmt. Aber Sie kennen das ja, etwas sickert immer durch.« Er blickte flüchtig von seinen Geräten auf. »Können Sie sich vorstellen, woran der Betreffende gestorben ist?«

Ich verzichtete auf eine Antwort. Wir wußten beide, wovon Atchison sprach. Also hatte es einen dritten Toten gegeben, dem das Herz fehlte. Das Ministerium hatte jedoch den Tod dieses ›Mr. Smith‹ geheimgehalten.

Bis zum Ende der Untersuchung ging ich alle Möglichkeiten durch. Ich steckte restlos in der Sackgasse. Keine Spuren, nichts.

»Ihre Vermutung stimmt«, erklärte Dr. Atchison endlich. »Ein Schlafmittel, mit dem Sie einen Elefanten für eine Woche in Tiefschlaf versetzen können. Wem haben Sie das Teufelszeug verabreicht?«

Ich steckte das Fläschchen ein. »Vielen Dank, Doc«, sagte ich und ging. Es tat mir zwar leid, seine Hilfsbereitschaft so zu belohnen, aber ich konnte ihm nicht gut die Wahrheit sagen.

Die lautete nämlich, daß Jane Collins und Suko mich betäubt hatten. Es war offenbar kein Anschlag auf mein Leben gewesen, aber sie hatten mich aus dem Verkehr gezogen.

Die verschiedenen sonderbaren Vorfälle erschienen plötzlich in einem ganz anderen Licht. Suko war mir heimlich gefolgt und hatte sich vor mir versteckt, als ich ihn entdeckte. Jane war im Yard gewesen, hatte mich beobachtet, war jedoch vor mir geflohen.

Ich hatte jeden der beiden zu drei Verdächtigen geschickt. Angeblich war dabei nichts herausgekommen. Sie hatten sich sogar die Mühe gemacht, mir dafür eine glaubhafte Erklärung zu servieren.

Ich mußte es jetzt ganz genau wissen. Der Reihe nach fuhr ich zu den sechs Verdächtigen, bei denen angeblich Jane oder Suko gewesen waren. Diese Leute hatten mit keinem der beiden gesprochen. Also

hatten mich meine Freunde belogen.

Warum das alles?

Ich traute weder Jane noch Suko einen solchen Verrat zu. Da ihre Taten jedoch für sich sprachen, gab es nur eine Erklärung.

Sie waren in eine Falle gegangen. Sie handelten nicht mehr aus freiem Willen, sondern wurden von jemandem gezwungen, mich zu beschatten und auszuschalten.

Und dieser Jemand konnte kein anderer sein, als der Drahtzieher in meinem augenblicklich heißesten Fall.

Es ging um das Amulett des Sonnengottes!

***

Während eines Urlaubs hatte mir Jane einmal ihren Wohnungsschlüssel gegeben, damit ich mich um alles kümmerte. Jetzt erinnerte ich mich an den Schlüssel. Er war noch in meinem Apartment.

Von der Pathologie fuhr ich nach Hause, holte den Schlüssel und aß unterwegs eine Kleinigkeit. Ich hatte die Nachwirkungen des Betäubungsmittels noch nicht vollständig überwunden, aber ich fühlte mich schon wieder voll einsatzfähig. Und das mußte ich sein, wenn ich Jane und Suko helfen wollte.

Zuerst rief ich bei Jane an. Als sie sich nicht meldete, suchte ich die ganze Umgebung um ihren Wohnblock nach ihrem uralten VW ab. Erst als ich auch den Wagen nicht fand, wagte ich mich nach oben. Ich wollte auf keinen Fall, daß sie mich überraschte.

Daher klingelte ich auch Sturm, ehe ich die Tür öffnete. Jane war tatsächlich nicht zu Hause. Bis zuletzt hatte ich mit einer Falle gerechnet. Der fremde Einfluß, unter dem sie stand, ließ ihr offenbar überhaupt keinen freien Willen. Ich mußte daher auf das Schlimmste gefaßt sein.

Ich durchsuchte Janes Wohnung, so gut ich nur konnte. Dabei ließ ich keinen Winkel und kein Versteck aus. Nach einer Stunde mußte ich enttäuscht aufgeben. Hier drinnen gab es nichts Verdächtiges. Und so genau, daß ich die geheimsten Verstecke aufdecken konnte, durfte ich nicht suchen. Ich hätte verräterische Spuren hinterlassen.

Ich hatte wahrscheinlich Glück. Um mich ein wenig zu entspannen, trat ich ans Fenster und blickte auf die Straße hinunter. Soeben fuhr Janes Uralt-Wagen vor dem Haus vor.

In aller Eile verwischte ich die Spuren und verschwand aus der Wohnung. Jane war bereits nach oben unterwegs. Deshalb ging ich ein Stockwerk höher und lauschte im Treppenhaus.

Ich hörte sie kommen, ihre Wohnung aufschließen und darin verschwinden. Sie konnte nicht ahnen, daß ich hier war. Meinen Bentley hatte ich drei Blocks weiter in einer Garage abgestellt.

Das änderte aber nichts daran, daß ich nichts erreicht hatte. Ich vermutete zwar, daß Jane von derselben Person beeinflußt wurde, die für die drei Morde und die anderen Zwischenfälle verantwortlich war, doch ich hatte dafür keinen Beweis.

Als nächstes mußte ich mich um Suko kümmern. Mein Freund und Nachbar war an allem beteiligt. Ich dachte an diese bunten Scheiben, die Amulette des Sonnengottes. Sie verströmten eine magische Kraft, der Suko und Jane erlegen waren. Ich hatte ihr nur widerstanden, weil mich mein silbernes Kreuz geschützt hatte. Ich vermutete, daß meine Freunde diese gefährlichen Amulette noch in ihrer Nähe versteckt hielten.

Als ich den Bentley in unsere Tiefgarage fuhr, regte sich undeutlich etwas in meiner Erinnerung. Ich sah wieder diese groteske Szene letzte Nacht, den vermeintlichen Riesenkraken, der sich mit unnatürlich langsamen Bewegungen genähert hatte. Ich wußte ganz genau, daß es Suko gewesen war. Die Nebeneffekte waren durch das Betäubungsmittel aufgetreten, das ich schon bei Jane im Whisky getrunken hatte.

Ich stellte den Bentley an denselben Platz wie Jane letzte Nacht, rutschte auf den Beifahrersitz und konzentrierte mich. Aus welcher Richtung war Suko gekommen?

Die Tiefgarage war verwinkelt. Zahlreiche Stützpfeiler verdeckten die Sicht. Trotzdem entschied ich mich nach einigen Minuten für eine bestimmte Richtung. Ich stieg aus und ging los.

In einer dunklen Ecke waren alte Reifen gestapelt. Putzlappen lagen herum. Ein ideales Versteck.

Ich sah mich nach allen Seiten um. Es war niemand in der Nähe. Lautlos räumte ich das Gerümpel zur Seite.

Dabei war ich so in meine Arbeit vertieft, daß ich erst im letzten Moment die wuchtige Gestalt neben mir entdeckte. Er war lautlos aufgetaucht.

Suko!

Mit einem gellenden Aufschrei schlug er nach mir.

***

Der Mann saß äußerlich völlig entspannt in einem Sessel, die Augen halb geschlossen, den Blick auf die leuchtende Scheibe gerichtet. Niemand hatte geahnt, was in diesen Minuten in seinem Geist vor sich ging.

Er arbeitete wie ein Computer, der die verschiedensten Ereignisse gleichzeitig überwacht.

Über dem Altar schwebte das Amulett des Sonnengottes, größer als die von ihm verteilten magischen Scheiben. Es strahlte in sämtlichen Farben des Regenbogens, doch ein Zuschauer hätte nichts Schönes

daran entdeckt. Er hatte sich schaudernd abgewandt vor der bösen Macht, die von dieser Scheibe ausstrahlte.

Zwischen dem Amulett und dem Mann gab es eine unsichtbare Verbindung. Das Amulett verlieh dem Menschen ungeahnte Fähigkeiten. Umgekehrt befreite der menschliche Geist erst die in dem Amulett schlummernden Kräfte.

Über diesen Altar hielt der Mann ständig Kontakt zu allen Personen, die er in seine Abhängigkeit gebracht hatte. In gewisser Weise konnte man den Altar mit einer hypermodernen Schaltzentrale vergleichen, auch wenn es ein ganz anderes Prinzip war. Hier herrschten die Mächte der Finsternis.

Ein gewöhnlicher Mensch hätte nicht ein volles Dutzend anderer Menschen ununterbrochen überwachen können. Dieser Mann jedoch ging sogar noch weiter. Er lenkte die Abhängigen wie Zombies, seelenlose Körper, die auf seine geistigen Befehle ansprachen wie Automaten auf einen Funkbefehl. Er sah und hörte auch alles, was sich in der Nähe der Abhängigen abspielte. Nur das Amulett gab ihm die Fähigkeit, das alles zu trennen.

Der Unbekannte hatte keine Ahnung, daß John Sinclair Verdacht geschöpft hatte und in Jane Collins' Wohnung eingedrungen war. Er wußte auch nichts davon, daß Sinclair die Tiefgarage durchsuchte.

Als er jedoch seinen Abhängigen Suko verfolgte und durch seine Augen die Tiefgarage überblickte, erkannte er die Gefahr. Wenn Sinclair das Amulett entdeckte, gab es Schwierigkeiten. Dieser Oberinspektor von Scotland Yard war der einzige ernst zu nehmende Gegner, der die hochfliegenden Pläne des Mannes stören konnte.

In Suko hatte er jedoch eine perfekte Waffe. Dieser riesige Chinese, der sonst keiner Fliege etwas zu Leide tat und mit allen Kindern gut Freund war, ließ sich in einen Hörigen verwandeln.

Das Amulett des Sonnengottes flammte auf, als der Mann den Mordbefehl erteilte.

Befriedigt verfolgte der Mann, wie sich der Chinese auf seinen Freund stürzte.

***

Ein Schlag von Sukos Fäusten hätte genügt, und Dr. Atchison hätte sich mit mir beruflich beschäftigen müssen. Ich durfte keinen einzigen Treffer einstecken!

Als Suko zuschlug, ließ ich mich auf den rauhen Betonboden fallen und rollte mich herum. Mit einer Beinschere fällte ich den Hünen.

Ich hatte die Wahl. Entweder schlug ich Suko bewußtlos und riskierte, ihn dabei zu verletzen. Oder ich mußte ihn von dem unheilvollen Zwang befreien.

Bevor er wieder auf den Beinen war, zerrte ich mein silbernes Kreuz

unter dem Hemd hervor. Er starrte mich aus kalten, nicht menschlichen Augen an. Ich lag noch auf dem Boden, während er aufrecht vor mir stand, einem gewaltigen Bären gleich, der sich jeden Moment auf mich stürzen konnte.

Er tat einen Schritt auf mich zu. Schon zog ich die Beine an, um ihn von mir zu stoßen, als er schwankend zurückwich.

Das geweihte Kreuz wirkte. Er konnte mich nicht mehr mit bloßen Händen angreifen.

Schon wollte ich aufatmen, als sich Suko umwandte und suchend um sich blickte. Er lachte kehlig auf, als er die alten Autoreifen erblickte. Im nächsten Moment riß er mit einer Hand einen Reifen an sich und schleuderte ihn nach mir, als wäre er ein Kinderball.

Ich konnte nicht rechtzeitig ausweichen. Der Reifen rammte mich flach auf den Asphalt. Und dann kam schon der zweite, verfehlte mein Gesicht nur um Haaresbreite und knallte gegen meine rechte Schulter.

Ich biß die Zähne zusammen. Wenn Gummi mit einer solchen Wucht geschleudert wurde, war er hart wie Stein. Meine Schulter fühlte sich an, als wäre sie unter eine Dampframme geraten. »Suko, hör auf«, schrie ich gellend.

Es nutzte nichts. Er war nicht Herr über sich selbst, packte zwei Reifen auf einmal und schwang sie durch die Luft.

Ich raffte mich auf und schnellte mich zur Seite. Neben mir schlugen die Reifen wie Geschosse in den Betonboden ein, sprangen hoch und rollten davon.

Ich mußte dem Bombardement entkommen und Suko bannen. Es gab nur mehr eine Chance für uns beide. Mein Spezialkoffer! Er lag im Bentley. So schnell ich konnte, robbte ich auf meinen Wagen zu. Suko traf mich auch auf diese Distanz. Ich bekam einen Reifen in den Rücken und landete flach auf dem Bauch. Der nächste Reifen donnerte gegen meinen Hinterkopf.

Sekundenlang wurde mir schwarz vor den Augen.

Mit letzter Kraft schleppte ich mich auf allen vieren weiter. Ich sah nur noch den Bentley und die Wagentür. Dahinter lag mein Koffer auf dem Nebensitz.

Keuchend erreichte ich den Wagen, zog mich an der Klinke hoch. Ein Reifen prallte gegen den Bentley, daß das ganze Auto dröhnte.

Die Tür sprang auf. Ich streckte die Hand aus, packte den Koffer und riß ihn an mich.

So schnell ich konnte, öffnete ich das Spezialschloß. Dabei mußte ich achtgeben, daß ich nicht die Sicherung auslöste. Sofort wäre betäubendes Gas ausgeströmt und hätte mich endgültig außer Gefecht gesetzt, eine leichte Beute für meinen Freund.

Der Kofferdeckel flog auf. Mit zitternden Fingern tastete ich nach der magischen Kreide und dem Dolch mit dem kreuzförmigen Griff. Kaum

hielt ich beides in Händen, als ich hinter mir einen röhrenden Aufschrei hörte.

Erschrocken wirbelte ich herum. Suko hielt auf den ausgestreckten Armen einen Stapel schwerer Metallfelgen! In vollem Lauf rannte er auf mich zu.

Wenn mich die Felgen trafen, war ich verloren.

***

Jane Collins merkte nichts davon, daß jemand ihre Wohnung durchsucht hatte. Als sie nach Hause kam, war sie frei von jedem Zwang. Sie konnte sich völlig nach ihrem eigenen Willen richten.

Allerdings fühlte sie sich sehr seltsam. Seit einiger Zeit – sie wußte nicht, wie lange das schon ging – tat sie den ganzen Tag etwas, ohne daß sie abends einen Erfolg sah. Sie hatte keinen neuen Fall übernommen. Sie hatte nichts erledigt. Sie lief nur durch London, ohne Ziel, ohne Zweck. So erschien es ihr wenigstens. Sie ahnte nicht, daß sie jemandem jeden Schritt Johns meldete.

Jane war müde. Vergeblich versuchte sie, sich an die letzten Stunden zu erinnern. Sie wollte auch an John und Suko denken und die beiden um Rat fragen, doch ihre Gedanken verloren sich in Nebensächlichkeiten. Abgeschlafft saß sie in einem Sessel, sah sich unbehaglich um und wußte nichts mit sich anzufangen.

Dieser Zustand dauerte jedoch nicht lange. Plötzlich kam wieder Leben in sie. Zielstrebig erhob sie sich, öffnete das Versteck unter ihrem Bett und nahm die Befehle der magischen Scheibe in sich auf.

Ohne auch nur eine Sekunde über ihre Lage nachzudenken, verließ sie ihr Apartment, setzte sich in ihren Wagen und fuhr los. Der Sonnengott hatte ihr einen neuen Auftrag erteilt, den sie unter allen Umständen ausführen mußte.

Es ging um den Generalmanager einer Raffinerie. Der Mann hatte sich bereits verdächtig gemacht, so daß er unter Aufsicht stand. Die Polizei hielt ihn jedoch an einer langen Leine. Sein Versuch, die Raffinerie lahmzulegen, war gescheitert. Nun verlangte der Sonnengott, daß dieses Vorhaben endlich ausgeführt wurde.

Jane sollte dem Abhängigen dabei helfen. Ihr fiel die Aufgabe zu, die Polizisten zu verwirren und abzulenken. Wenn nötig – so lautete der Befehl des Sonnengottes – sollte sie die Bewacher töten.

***

Ich wußte nicht, woher Suko plötzlich die Felgen hatte. Ich wußte nur, daß ich verloren war, wenn er mich traf.

Ich malte mit der magischen Kreide einen Strich auf den Betonboden und schnellte mich zur Seite. Mit diesem Kreis wollte ich Suko aufhalten, der unter einem dämonischen Einfluß stand. Suko schrie durchdringend. Mit seiner ganzen Kraft schleuderte er die Felgen auf

mich, trotz der magischen Sperre.

Ich prallte auf den Beton und rollte mich ab. Ein scharfer Schmerz zuckte durch meine Schulter. Die magische Kreide verlor den Kontakt zum Boden. Die Linie war unterbrochen.

Mit ohrenbetäubendem Getöse krachten die Felgen auf den Boden. Es waren fünf oder sechs Stück. Eine von ihnen traf meinen rechten Fuß.

Ich schrie auf, zog das Bein an. Die Felge rollte scheppernd davon und stieß gegen einen geparkten Wagen.

Suko bückte sich blitzschnell. Er packte eine der herumliegenden Felgen und richtete seinen eiskalten Blick auf mich.

Ich hatte die magische Kreide nicht losgelassen. Der Dolch steckte in meinem Gürtel. Ihn brauchte ich erst später. Ich mußte Suko einschließen, damit er nicht entkommen konnte.

Er stand geduckt da und drehte sich mit mir mit. In seinen Pranken wirkte die Felge wie ein Spielzeug. Und doch kannte ich die tödliche Gefahr, die von ihr ausging. Suko konnte die magische Linie zwischen ihm und mir nicht mehr überschreiten, solange er unter dem bösen Einfluß stand. Aber er konnte die Felge nach mir werfen. Ein Treffer am Kopf, und Scotland Yard mußte sich nach einem neuen Oberinspektor umsehen.

Jeden Moment konnte der Angriff erfolgen. Trotzdem nutzte ich die Zeit und kroch auf allen vieren über den Boden. Dabei zog ich die Kreidelinie weiter. Drei Viertel des Kreises hatte ich bereits geschlossen, als durch Sukos Körper ein kurzer Ruck lief. Er warf ansatzlos nach mir.

Wie ein Geschoß sauste die Felge durch die Luft. Nur mehr wenige Zoll des Kreises waren offen. Suko stürzte sich im gleichen Moment auf mich. Er wollte mich wahrscheinlich endgültig erledigen, wenn die Felge mich verfehlte.

Ich setzte alles auf eine Karte. Ich wich dem Metallstück nicht aus. Mit der rechten Hand zog ich das letzte Stück des Kreidekreises. Mit der linken griff ich blitzschnell nach dem kreuzförmigen Dolch, riß ihn aus meinem Gürtel und streckte die Spitze der Felge entgegen.

Der Kreis war geschlossen, doch im nächsten Moment traf mich das Geschoß. Ich glaubte, die Tiefgarage wurde über mir zusammenbrechen.

Ich hatte mich verrechnet. Der Dolch wirkte im Moment nur gegen das Böse, nicht jedoch gegen einen leblosen Gegenstand. Mit voller Wucht erwischte mich die Felge an der Brust.

Ich wollte schreien, doch der Aufprall trieb mir die Luft aus den Lungen. Röchelnd lag ich auf dem Boden, unfähig, mich zu bewegen. Vor meinen Augen wallten rote Schleier. Mein Brustkorb fühlte sich an, als waren sämtliche Rippen gebrochen. Verzweifelt versuchte ich, nach Luft zu schnappen. Es ging nicht. Ich drohte zu ersticken.

Die Kreide war mir entfallen. Nur den Dolch hielt ich noch mit der linken Hand umklammert.

Ächzend drehte ich den Kopf hin und her. Ich rang nach Atem, saugte gierig etwas Luft ein. Mein Blick klärte sich für einen Moment. Entsetzt erkannte ich, daß meine rechte Hand schlaff auf dem Boden lag und ein Stück über den Kreidekreis reichte.

Ehe ich sie zurückziehen konnte, war Suko heran, packte meine Hand und zog daran. Ich war völlig wehrlos, als er mich über die Kreidelinie zerrte. Die Felge hatte mich zwar nicht getötet, aber weitgehend außer Gefecht gesetzt. Ich hatte nicht mehr die Kraft, meinen Freund abzuwehren.

Es blieb mir nur eines. Der silberne, geweihte Dolch.

Mit letzter Kraft hob ich die linke Hand und richtete die Spitze gegen Suko. Ich wollte ihn nicht töten oder verletzen. Ich mußte ihn nur zurücktreiben.

Der Griff, der mit Symbolen der Weißen Magie versehen war, erhitzte sich in meiner Hand. Beinahe hatte ich nicht mehr die Kraft, den Dolch zu halten. Trotzdem zielte ich damit auf meinen Freund.

Seine starren Augen weiteten sich. Angst und Wut mischten sich in seinem Gesicht. Keuchend taumelte er ein paar Schritte zurück.

Der Dolch wirkte nicht gegen ihn, sondern gegen die böse Kraft, die ihn in ihren Klauen hielt.

Suko torkelte auf die Kreidelinie zu. Er merkte es im letzten Augenblick, versuchte stehenzubleiben, ruderte mit beiden Armen durch die Luft. Er schaffte es nicht mehr.

Mit einem grauenhaften Aufschrei tat er den letzten Schritt und trat mitten auf den magischen Kreidekreis.

Er bäumte sich wie unter einem elektrischen Schlag auf, stand einen Moment noch aufrecht und brach zusammen.

Ich war gerettet, aber um welchen Preis? Hatte ich soeben einen Freund verloren?

***

Offiziell lag nichts gegen Jeremy Landrope, den Generalmanager der Raffinerie, vor. Scotland Yard hielt den Mann nur an ›langer Leine‹, das heißt, daß seine Bewacher im Hintergrund blieben und er weiterhin seinen Posten einnahm.

Daher fand auch niemand etwas dabei, daß der Generalmanager der Raffinerie noch um sechs Uhr abends in seinem Büro war. Keiner der Yardleute konnte ahnen, daß er nur auf das Startzeichen zu einem großen Schlag wartete.

Der Generalmanager hatte schon einmal versucht, die Raffinerie stillzulegen. Niemand hatte einen Sinn darin gesehen. Niemand wußte, daß dies nur eine Machtdemonstration sein sollte. Der Mann

im Hintergrund wollte durch seine Abhängigen zeigen, welche Macht er ausüben konnte. Nach einiger Zeit beabsichtigte er, sich an die Verantwortlichen zu wenden und große Geldsummen von ihnen zu erpressen. Geld, das sie dafür bezahlen sollten, daß er stillhielt. Natürlich wollte er sich nicht an die Abmachungen halten. Von Zeit zu Zeit würde er wiederum Geld dafür verlangen, daß er seine Abhängigen nicht einsetzte.

Um die Regierung beziehungsweise die Leiter der einzelnen Industriekonzerne zur Zahlung zu zwingen, mußte er ihnen erst einmal zeigen, wozu er imstande war.

Jeremy Landrope war sein erstes Werkzeug bei einer Industriesabotage. Und Jane Collins sollte diesem Werkzeug den Weg bereiten. Niemand durfte Landrope beobachten, wenn er die Raffinerie in die Luft jagte.

Denn nichts anderes plante der Unbekannte. Die Raffinerie sollte brennen. Nach ihrer völligen Vernichtung würden andere Industrieunternehmen um so eher bereit sein, jede geforderte Summe zu zahlen. Und die Versicherungsgesellschaften ließen sich auch leichter schröpfen.

Wie viele Menschenleben dabei gefährdet wurden, interessierte den Mann nicht, der magische Fähigkeiten einsetzte. Er leitete Jane Collins geschickt durch die Sperren der Werkspolizei und vorbei an den Yarddetektiven, bis sie zuletzt vor dem Büro des Generalmanagers stand. Ohne anzuklopfen, trat sie ein.

Jeremy Landrope stand hinter seinem Schreibtisch auf. Obwohl er Jane vorher noch nie gesehen hatte, nickte er ihr verschwörerisch zu. Sie sagte überhaupt nichts, sondern schloß sich ihm an.

Gemeinsam gingen sie in die Halle des Bürogebäudes. Durch die Glasscheiben konnten sie die Brandfackeln auf den einzelnen Rohren erkennen. Und sie sahen die unauffällig verteilten Yarddetektive.

»Es gibt einen Hinterausgang«, sagte Jeremy Landrope teilnahmslos. Er war ein massiger Mann mit Halbglatze. Seine kleinen, grauen Augen verrieten keine Nervosität, als er seine Bewacher musterte.

Mit seinen kurzen Fingern deutete er auf die Männer, die sich notdürftig zwischen den Ölleitungen versteckten. »Sie lenken diese Leute ab, während ich durch den Hinterausgang verschwinde. Sie dürfen aber nicht in der Halle bleiben, sonst werden Sie zu früh geschnappt, und die Polizisten wissen, was hier läuft. Am besten, Sie nehmen auch den Hinterausgang. Schlagen Sie sich zum Tor durch. Sie müssen unter allen Umständen entkommen. Haben Sie verstanden? Es ist ein Befehl des Sonnengottes.«

Jane nickte wortlos und holte ihre Astra-Pistole mit dem Perlmuttgriff aus der Handtasche. Sie warf Jeremy Landrope einen aufmunternden Blick zu.

Als der Generalmanager im Hintergrund der Halle verschwand, entsicherte Jane die Pistole und legte auf die Yarddetektive an.

***

Suko lag wie tot auf dem Boden. Die Berührung mit der magischen Kreide hatte ihn wie ein Blitz getroffen.

Er tat mir leid. Inständig hoffte ich, daß er nicht ernstlich verletzt war. Daran, daß ihn die magischen Kräfte der Kreide getötet haben konnten, wollte ich gar nicht denken.

Ich mußte meinem Freund helfen. Es war nicht seine Schuld, daß er auf mich losgegangen war. Eine Bestie in Menschengestalt hatte ihn dazu gezwungen.

Stöhnend richtete ich mich auf Hände und Knie auf. Meine Brust schmerzte höllisch. Bei jedem Atemzug stachen tausend glühende Nadeln in meine Lungen.

Keuchend kroch ich auf allen vieren zu Suko. Er lag auf dem Boden, das Gesicht zur nackten Betondecke mit den kalten Neonröhren gewandt. Als ich seine starren Züge erblickte, durchfuhr mich eisiger Schreck.

»Suko!« flüsterte ich tonlos, streckte die Hand aus und berührte seine Wange.

Seine Haut fühlte sich warm an. Kaum hatte ich Kontakt zu ihm, als er tief durchatmete und sich mit einem rasselnden Ächzen aufsetzte. Verwirrt blinzelte er mich an.

»John!« rief er. »Willst du mich erstechen, oder was ist los?« Er deutete auf meine linke Hand.

Ich hielt noch immer den kreuzförmigen Silberdolch fest. Jetzt brauchte ich ihn nicht mehr. Suko war wieder der Alte.

Erleichtert steckte ich die Waffe gegen das Böse in den Gürtel zurück. »Wie fühlst du dich?« erkundigte ich mich besorgt.

Suko befühlte seinen Kopf. »Ich weiß nicht recht«, murmelte er. »Hast du mir die besten Karatekämpfer auf den Hals gehetzt? Ich glaube, die haben mich in kleine Scheiben gehackt und hinterher wieder zusammengesetzt.«

»Zusammengesetzt habe ich dich«, erklärte ich grinsend, wurde aber schnell ernst. Ich erklärte meinem Freund in Stichworten, was geschehen war.

Suko starrte mich entgeistert an. Er schüttelte immer wieder den Kopf, unterbrach mich jedoch kein einziges Mal.

»John!« rief er, nachdem ich geendet hatte. »Ich schwöre dir, daß ich kein Wort glauben könnte, wenn mir das ein anderer erzählt hätte.«

»Es stimmt«, bestätigte ich mit Nachdruck. »Du brauchst dir aber keine Gedanken zu machen. Du hast mich nicht freiwillig betäubt, genausowenig, wie Jane mir aus freien Stücken das Schlafmittel

verpaßt hat. Und du hast mich nicht absichtlich hier umbringen wollen. An allem ist nur das Amulett des Sonnengottes schuld. Wärst du nicht mit dem magischen Kreis in Kontakt gekommen, wärst du noch immer nicht der alte Suko.«

»So alt bin ich noch gar nicht«, sagte er grinsend. Sein Gesicht verkrampfte sich. »Und wo ist dieses verdammte Amulett?«

Ich deutete auf die Ecke, aus der er die Autoreifen geholt hatte. »Ich vermute, daß es dort versteckt ist. Du bist aus dieser Ecke gekommen, als du mich mit Jane in meine Wohnung geschafft hast.«

Er raffte sich vom Boden hoch und warf einen abschätzenden Blick in die dunkle Nische. Dann sah er sich nach allen Seiten um.

Bisher hatten wir großes Glück gehabt, daß niemand in die Tiefgarage gekommen war. Wir hätten sicherlich nur schwer erklären können, was hier geschehen war.

»Machen wir erst Ordnung, bevor du dort nachsiehst, John«, schlug Suko vor. »Wir sparen uns damit eine ganze Menge Ärger.«

Ich nickte und half ihm, so gut ich konnte. Es fiel mir aber noch immer schwer, mich zu bewegen. Wahrscheinlich hatte ich mir wirklich ein paar Rippen angeknackst.

Suko merkte es. Er sagte zwar nichts, aber er übernahm die Aufräumungsarbeiten ganz allein. Es ging im Handumdrehen, nur daß er diesmal die Reifen und Felgen offen an der Wand stapelte.

Ich verwischte inzwischen den Kreidekreis mit dem Fuß. Ich glaubte nicht, daß ich ihn noch einmal gegen Suko anwenden mußte. Mein Freund schien endgültig von diesem verderblichen Einfluß befreit zu sein und Herr über seinen Willen zu bleiben.

Erst als auch die letzte Spur verwischt war, wandten wir uns dem Versteck des Amuletts zu. Suko wollte näher herangehen, aber ich hielt ihn am Arm zurück.

»Ich bin dagegen immun«, sagte ich und deutete auf mein silbernes Kreuz, das ich jetzt wieder offen trug. »Ich möchte mich kein zweites Mal mit dir prügeln.«

Nur zu gern wich Suko zurück und überließ mir den Vortritt. Ich kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, und ging drei Schritte näher.

Noch ein Schritt. Dann tastete sich ein fremder Wille in meine Gedanken.

Ich umklammerte mein Kreuz und wehrte die fremden Gedanken ab. Dennoch ging ich näher. Hatte ich einmal den Angriff des Amuletts überstanden, mußte ich es auch ein zweites Mal schaffen.

Der letzte Schritt, dann konnte ich in die Nische sehen. Und da lag es vor mir, das Amulett des Sonnengottes!

Die einzelnen Farben leuchteten ganz schwach. Vor meinen Augen entstand ein leichtes Flimmern.

Der Einfluß der fremden Persönlichkeit wurde stärker und stärker. Dennoch konnte ich ihm standhalten. Ich ließ mich nicht unterkriegen.

»Siehst du etwas, John?« fragte Suko hinter mir.

Ich hob die Hand und winkte ab, denn in diesem Moment entstand vor mir eine Vision. Zweifellos ging sie von dem Amulett aus.

Ich sah eine Raffinerie. Zwischen den Rohrleitungen standen ein paar Männer. Ich kannte sie. Es waren Kollegen von Scotland Yard.

Gleich darauf sah ich hinter der Glasscheibe eines Gebäudes eine schlanke Gestalt. Leuchtende, blonde Haare! Jane Collins! Sie hob ihre Pistole und zielte auf meine Kollegen.

»Suko!« schrie ich auf. »Schnell, den Wagen!«

Mein Freund schaltete blitzartig. Der Motor des Bentley röhrte auf, als ich in meiner Vision sah, wie Jane abdrückte.

***

Jane Collins war eine ausgezeichnete Schützin.

Sie zielte auf die Yarddetektive, hob den Lauf der Pistole ein wenig und drückte den Abzug. Die Kugel durchschlug die Glasscheibe der Halle und zerschmetterte die Neonröhre direkt über den Beschattern.

Ein Glasregen ergoß sich auf die Detektive. Sie warfen sich in Deckung.

Jane schoß noch einmal. Unmittelbar über den Männern platzte ein unter Druck stehendes Rohr. Dampf zischte und hüllte die Bewacher in eine weiße Wolke ein.

Die Privatdetektivin war mit ihrem Erfolg zufrieden. Sie steckte die Pistole hastig weg und wandte sich zur Flucht. So hatte es der Sonnengott befohlen. Sie durfte sich nicht ergreifen lassen.

So schnell sie konnte, rannte sie durch die Halle und fand den offenen Hinterausgang. Weit vor sich entdeckte sie Jeremy Landrope. Der Generalmanager verschwand soeben zwischen zwei riesigen Türmen, deren Bedeutung Jane nicht kannte. Instinktiv folgte sie dem Mann. Er kannte sich auf dem Firmengelände am besten aus.

Sie wußte nicht, was er tun sollte, doch sie begriff es sehr schnell. Als sie ihn nämlich einholte, legte er gerade eine Lunte zu einem Tankstutzen. Er fertigte sie provisorisch aus einigen Putzlappen. Dann öffnete er ein Ventil. Intensiver Benzingeruch stieg Jane in die Nase.

»Und das soll funktionieren?« fragte sie skeptisch. »Hier gibt es doch unzählige Sicherungen. Wenn Sie diese Leitung in Brand stecken, schalten sich die anderen Leitungen ab und…«

Landrope legte seinen kurzen, dicken Zeigefinger an die Lippen. Ein teuflisches Grinsen huschte über sein Gesicht.

»Hier entsteht nur ein kleiner Brand«, erklärte er flüsternd. »Aber die Hitze schmort diese Sicherung dort durch. Dann fliegt einer der

Haupttanks in die Luft. Fünf Minuten später steht nichts mehr von der ganzen Raffinerie.«

Jane hörte sich seine Erklärungen an, ohne daß es ihr etwas ausmachte. Sie stand nach wie vor unter dem Einfluß des Amuletts und dachte nicht weiter über die Folgen nach.

Der Generalmanager war fast fertig, als sie Schritte hörten. Sie glaubten, einer der Yarddetektive hätte sie entdeckt, und versteckten sich hinter den dicken Leitungen zwischen den einzelnen Kesseln.

Es war jedoch ein Techniker, ein älterer Mann. Er hatte den gelben Schutzhelm weit aus dem Gesicht geschoben und rieb sich die müden Augen. Gähnend blickte er auf seine Uhr und wollte weitergehen, als er stutzte. Kopfschüttelnd blieb er stehen und bückte sich.

Im nächsten Moment entdeckte er die Lunte und richtete sich erschrocken wieder auf.

Der Generalmanager ließ ihm keine Chance. Mit einem harten Schlag streckte er den Mann von hinten nieder. Der Techniker rollte schwerfällig neben dem Tankstutzen auf den Boden und rührte sich nicht mehr. Er war nur betäubt, nicht tot.

Auch jetzt griff Jane noch nicht ein, obwohl sich tief in ihr eine Stimme regte. Sie flüsterte ihr ein, daß sie eingreifen mußte. Sie wußte nur nicht, weshalb.

Als Landropes Hand in dessen Jackettasche verschwand, richtete Jane sich auf.

»Warten Sie!« sagte sie scharf. »Wenn Sie die Lunte jetzt anbrennen, stirbt dieser Mann.«

Landrope wandte ihr nur kurz das Gesicht zu. »Na und!« fragte er und zog ein Feuerzeug hervor.

»Was heißt das?« Jane stemmte sich gegen einen inneren Einfluß, der sie zurückhalten wollte. Für einen Moment fiel ihr das Denken schwer. Sie zwang sich dazu, weiterzusprechen und diesen ihr unbekannten Mann zu retten. »Sie dürfen ihn nicht kaltblütig ermorden!«

Wieder brandete eine Welle fremder Gedanken auf sie ein. Trotzdem blieb sie hart.

Landrope kümmerte sich gar nicht darum, was sie sagte. Er ließ sein Feuerzeug aufschnappen.

Er hatte es ihr genau erklärt. Wenn die Flamme übersprang, war alles verloren.

Jane hätte sich schnellstens in Sicherheit bringen müssen. Sie tat es nicht. Stattdessen warf sie sich auf den Generalmanager und hielt seine Hand fest.

»Das dürfen Sie nicht!« schrie sie. »Mörder!«

»Seien Sie still!« zischte Landrope. »Sie alarmieren die Polizei! Weg hier!«

Er versetzte ihr einen Stoß, der sie gegen die Rohrleitungen

schleuderte. Jane stieß sich wieder ab, doch ehe sie den Generalmanager erreichte, bückte er sich.

Eine kleine Stichflamme zischte hoch, jagte über die Lunte und sprang auf den Tankstutzen über. Dort floß noch immer ein dünner Strahl Benzin aus. Wie bei einer Lötlampe zischte aus dem Rohr eine bläuliche Flamme hervor.

Jane begriff. Das große Unglück blieb vorläufig aus, weil Landrope erst noch ein Sperrventil öffnen mußte. Tatsächlich lief der Generalmanager auf ein Regelrad zu. Es hatte einen Durchmesser wie das Lenkrad eines Autos. Schon streckte Landrope die Hände danach aus, um den Benzinstrahl auf volle Stärke zu regulieren. Wie aus einem Flammenwerfer mußte das Feuer dann auf den Bewußtlosen zuschießen und ihn auf der Stelle töten.

Das gab Jane die Kraft, den unaufhörlichen fremden Einfluß in ihren Gedanken auszuschalten. Sie griff Landrope an. Ihre Hände sausten durch die Luft und trafen seine Unterarme. Mit einem lauten Aufschrei riß er sie von dem Sperrventil zurück.

Seine Fäuste zuckten hoch. Für ihn galt die Regel nicht, daß er eine Frau schonen mußte. Jane duckte sich in letzter Sekunde. Sein Schlag verfehlte ihren Kopf nur um Haaresbreite.

Sie warf sich gegen den Generalmanager und riß ihn zu Boden. Sie tat es nicht gern, aber es mußte sein. Ihre Handkante traf genau den Punkt. Landrope streckte sich und stand nicht mehr auf.

Jane schrie auf, als sie von hinten von starken Fäusten gepackt und hochgerissen wurde. Sie wirbelte herum und atmete auf, als sie die Detektive von Scotland Yard erkannte.

Sie wollte den Männern erklären, was vorgefallen war, doch sie kam nicht dazu. Handschellen schlossen sich um ihre Gelenke. Jemand nahm ihr die Pistole ab.

Sie sah die finsteren Gesichter der Kriminalbeamten. Langsam begriff sie die Zusammenhänge. Sie hatte auf diese Leute geschossen, ohne zu wissen, warum sie es tat. Sie hatte bei der Sabotage geholfen. Jetzt mußten die Yardmänner sie für eine Komplizin des Generalmanagers halten.

Jane ließ mutlos die Schultern sinken. Für sie war klar, daß sie unter einem bösen, einem übersinnlichen Einfluß gestanden hatte. Doch wie sollte sie das der Polizei klarmachen?

***

Viel hatte ich während der Vision nicht erkannt, aber es genügte mir. Jane Collins schwebte in höchster Gefahr. Der Unbekannte, der alles lenkte, setzte sie für eines seiner Verbrechen ein.

Suko startete den Bentley und fuhr ihn bis zu mir heran. »Was ist los, John?« rief er mir zu. »Geht es um Jane?«

Ich antwortete nicht. Was sollte ich mit dem Amulett machen, das Suko in seine Gewalt gebracht hatte? Wenn ich es hier liegen ließ, stellte es für jeden eine Gefahr dar, der zufällig in die Tiefgarage kam. Nahm ich es jedoch mit, wurde Suko vielleicht wieder ein Sklave des Sonnengottes.

Ich griff zu meinem Dolch. Ich nehme mir gern Zeit, bevor ich ein Werkzeug der Schwarzen Magie vernichte. Manchmal weiß man nicht, welche ungezügelten Kräfte man freisetzt. Das kann böse Folgen haben. In diesem Fall hatte ich jedoch keine andere Wahl. Liegen lassen durfte ich die Scheibe nicht. Mitnehmen kam auch nicht in Frage.

Ich biß die Zähne zusammen und rammte den Dolch in das unbekannte Material. Hastig zog ich die Hand zurück und brachte mich in Sicherheit.

Jede Sekunde konnte es für Jane zu spät sein, doch so lange mußte ich mich noch beherrschen. Ehe dieses Teufelsamulett nicht vernichtet war, durfte ich nicht fahren.

An der Einstichstelle stieg rötlicher Rauch auf. Es zischte, als habe jemand einen Schweißbrenner angesteckt. Hinter mir stöhnte Suko auf.

Besorgt drehte ich mich nach ihm um. Er saß noch hinter dem Steuer des Bentleys, klammerte sich an dem Lenkrad fest und starrte mit schweißbedecktem Gesicht auf das Amulett. Ich trat einen Schritt zur Seite, damit ich Suko und das Amulett gleichzeitig sah.

Von der Mitte her fraß sich ein richtiges Brandloch in die bunte Scheibe, obwohl es sich nicht um Feuer handelte. Es waren die Kräfte des Dolches, die mit den Mitteln der Weißen Magie den Fluch vertrieben. Suko mußte darunter leiden, weil er noch immer auf unsichtbare Weise mit dem Amulett in Verbindung stand. Der Unbekannte im Hintergrund hatte keine Gewalt mehr über ihn, hatte aber nicht alle Bande gelöst.

Ich ballte die Fäuste. An Jane durfte ich gar nicht denken, sonst wäre ich auf der Stelle losgefahren.

Endlich erreichte das Brandloch den Rand der Scheibe. In einem grellen Lichtblitz vergingen die Reste.

Suko stöhnte noch einmal auf, dann sank er auf dem Fahrersitz zusammen.

Der grelle Lichtblitz! Ich mußte sofort an die Opfer des Sonnengottes denken, an die Leichen ohne Herz. Der Unbekannte hatte Suko doch nicht etwa auf die gleiche Weise getötet?

Ich rannte zu meinem Freund, beugte mich über ihn. Er atmete schwer, hatte die Augen geöffnet und war bei Bewußtsein.

»Hallo, John«, murmelte er schwach. »O Mann, war das scheußlich! Hat sich angefühlt, als wollte mir jemand die Rippen einzeln ziehen!

Aber jetzt geht es wieder. Hoffentlich verschonen mich in Zukunft diese Amulette!«

Das klang nicht danach, als hätte ihn das gleiche Schicksal wie die anderen ereilt. Ich grinste erleichtert.

»Rutsch rüber, wir machen eine Spazierfahrt!« forderte ich meinen Freund auf und lief noch einmal zurück. Das Amulett existierte nicht mehr. Im Betonboden gab es eine Vertiefung. An dieser Stelle hatten die magischen Kräfte besonders intensiv gewirkt. Mein Dolch lag unversehrt da.

Vorsichtig faßte ich ihn an. Es waren an ihm keine Spuren des lautlosen, gigantischen Kampfes zweier Welten zurückgeblieben. Ich lief zum Bentley, verstaute den Dolch in einem mit rotem Samt ausgeschlagenen Fach meines Spezialkoffers und verschloß ihn sorgfältig. Jetzt war auch wieder die Sicherung eingeschaltet, die Betäubungsgas versprühte, sobald sich ein Unbefugter am Schloß zu schaffen machte. Das alles war nötig, ehe ich losfuhr.

Suko hatte sich auf den Beifahrersitz gewälzt und hing da erschöpft und teilnahmslos. Ich mußte mich später um ihn kümmern. Jane hatte im Moment Vorrang. Mit quietschenden Reifen startete ich und jagte die Auffahrtsrampe hinauf. Die Straße vor dem Haus war leer.

Ich schwenkte nach links und gab Gas. Es wurde eine Höllenfahrt. Unterwegs wartete ich immer darauf, daß Einsatzwagen in die Richtung der Raffinerie rasten. Sie blieben jedoch aus, ein gutes Zeichen. Wenigstens konnte sich in der Raffinerie keine Katastrophe ereignet haben.

Es war eine Strecke von zwanzig Minuten. Ich schaffte sie in sieben. Mehr als ein Polizist notierte sich das Kennzeichen des Bentleys, der äußerlich nicht als Yardwagen zu erkennen war. Superintendent Powell würde seine helle Freude an den Anzeigen haben.

»Wohin fahren wir eigentlich?« fragte Suko kurz vor dem Ziel.

»Die Raffinerie dort vorne!« Ich deutete durch die Windschutzscheibe auf die unzähligen Metalltanks und die Türme mit den lodernden Flammen. »Ich hatte eine Vision bei deinem Satansamulett. Jane ist auf dem Gelände der Raffinerie. Sie ist genau wie du eine Abhängige des Sonnengottes.«

»Ich bin nicht abhängig von diesem Götzen!« protestierte Suko energisch.

Ich widersprach nicht, einerseits weil ich ihn nicht reizen wollte, andererseits weil wir das Tor erreichten. Der Wächter dachte gar nicht daran, den Schlagbaum zu heben, auch wenn ich noch so wütend hupte.

Ich preßte die Lippen aufeinander und bearbeitete die Hupe wie ein Verrückter. Der Wächter kam langsam an meinen Wagen. Er musterte Suko und mich mißtrauisch.

Ehe ich ihm meinen Ausweis zeigen konnte, erschien hinter der Glasscheibe des Wächterhauses ein bekanntes Gesicht. Der junge Mann arbeitete auch für den Yard. Ich wußte nicht, wie er hieß, aber er kannte mich.

Endlich ging der Schlagbaum hoch. Mein junger Kollege rief den Wächter der Raffinerie zurück. Ich hörte nicht mehr, was sie sich zu sagen hatten, sondern gab Gas.

»Wie willst du Jane auf diesem riesigen Gelände finden?« fragte Suko mutlos. »Das sind ein paar Quadratmeilen Leitungen und Tanks. Da kannst du gleich…«

»Dort!« Ich unterbrach ihn und deutete auf das Bürogebäude. Die Glasscheiben der Vorderfront wiesen ein paar häßliche Löcher auf. Lange Sprünge zogen sich von den Einschüssen nach allen Seiten. »Kennst du das?«

»Da drüben, die Lampen!« Suko deutete auf die andere Seite der Zufahrtsstraße. Einige Bogenlampen waren in tausend Stücke zerbrochen. »Hier hat es eine Knallerei gegeben.«

»Du merkst auch alles«, murmelte ich und drosselte die Geschwindigkeit. Im Schrittempo rollte ich die Werksstraße entlang. Ich hatte keine Ahnung, wann die Schießerei passiert war. Vielleicht erst vor wenigen Minuten. Dann mußte sich Jane noch in der Nähe versteckt halten.

Ich konnte mir keinen Reim darauf machen. Was sollte das alles? Ich hatte irgendwann auch mit Jeremy Landrope sprechen wollen, dem Generalmanager dieser Raffinerie. Er hatte einmal versucht, den Betrieb anzuhalten. Wenn Jane vielleicht mit ihm gemeinsam hier war, bedeutete das nichts Gutes.

Ein Stück weiter vorne gabelte sich die Straße. Ich entschied mich für links.

»Fahr rechts«, meinte Suko.

Die Wahl wurde mir abgenommen. Aus der rechten Straße tauchten mehrere Personen auf. Es waren Kollegen vom Yard, die für die Überwachung Jeremy Landropes eingeteilt waren. Ich atmete auf. Jane war bei ihnen, und sie verhielt sich normal. Das heißt, sie schimpfte wütend auf meine Kollegen. Und sie trug Handschellen.

Die Yardmänner schleppten zwei Bewußtlose oder Tote mit sich. Einer von ihnen trug einen gelben Schutzhelm.

»Weg hier, Mann!« brüllte der Vorderste meiner Kollegen. Er hatte offenbar meinen Wagen noch nicht erkannt. »Hier fliegt gleich alles in die Luft!«

Ich stieg hart auf die Bremse und riß die Tür auf. Suko sprang aus dem Wagen und lief zu Jane, die endlich zu schimpfen aufhörte.

»Was ist passiert?« rief ich.

»Ach, Sie sind es, Sir!« Sergeant Miller kam auf mich zu. »Wir haben

diesen Mann und diese Frau erwischt, als sie die Anlage in Brand stecken wollten. Wir konnten die Lunte nicht mehr löschen. Einer der Tankstutzen brennt. Wir haben schon Feueralarm gegeben, aber…«

Seine Worte gingen in infernalischem Sirenengeheul unter. Von drei Seiten rasten die Wagen der Werksfeuerwehr heran.

Meine Kollegen winkten sie ein.

Darum brauchte ich mich also nicht weiter zu kümmern. Ich betrachtete flüchtig die beiden ohnmächtigen Männer. Der mit dem Schutzhelm war ein Arbeiter oder Techniker der Raffinerie, wie mir meine Kollegen erklärten. Der andere war der Generalmanager, der den Brand gelegt hatte.

»Und um mich kümmert sich keiner?« schimpfte Jane Collins wütend. »John, willst du mir nicht endlich diese Armbänder abnehmen?«

Sie hielt mir die gefesselten Hände dicht vor das Gesicht.

»Warum denn, Darling?« fragte ich grinsend. »So gefällst du mir einmalig! Sie stehen dir wirklich wunderbar!«

In der nächsten Sekunde traf mich ein Schlag, der mich von den Beinen fegte. Aber nicht Jane war das Temperament durchgegangen, sondern Jeremy Landrope griff an. Unbemerkt war der Generalmanager wieder zu sich gekommen und griff uns an.

***

Jeremy Landrope gebärdete sich wie rasend. Er schlug um sich, trat nach jedem, der ihm in den Weg kam, und biß nach meinen Kollegen. Sie warfen sich zu viert auf ihn, doch er schüttelte sie mit Bärenkräften ab. Dabei wirkte er gar nicht so stark. Es waren die Kräfte des Amuletts, die auf ihn überströmten.

»Zurück!« schrie ich meinen Kollegen zu. »Laßt ihn!«

So kamen wir ihm nicht bei. Ich mußte mir etwas einfallen lassen.

Mein Spezialkoffer stand im Bentley. Es hätte zu lange gedauert, den Koffer zu holen und zu öffnen. Ich mußte den Mann auf andere Weise ausschalten.

Ich wollte ihn in eine Falle locken. Suko verstand mich sofort, als ich ihm einen Wink gab. Dann bot ich mich Landrope als Köder an. Scheinbar wehrlos und ohne jede Deckung schritt ich auf ihn zu.

Er wirbelte zu mir herum und schlug mit Fäusten nach mir. Ich wich zur Seite, daß er an mir vorbeitaumelte, und wiederholte das Spiel.

Es machte ihn wütend. Er griff immer heftiger an und verfehlte mich. Endlich hatte ich ihn soweit. Er achtete auf nichts mehr außer auf mich. Er wollte mir den Hals umdrehen. Mit einem wilden Schrei stürzte er auf mich los, streckte seine Hände nach meiner Kehle aus und griff zu.

Ich blieb ruhig stehen. Seine Finger legten sich wie Stahlklammern

um meinen Hals. Sein verzerrtes Gesicht mit den blutunterlaufenen Augen war keine Handbreit von dem meinen entfernt.

Hinter Landrope ragte Sukos Gestalt auf. Mein chinesischer Freund griff zu. Er hob Landrope einfach hoch. Der Würgegriff an meinem Hals lockerte sich.

Suko umschlang den Generalmanager mit seinen mächtigen Armen. Gegen ihn wirkte Landrope wie ein Kind.

»Handschellen!« rief ich krächzend. Mein Hals schmerzte. »Beeilt euch!«

Drei meiner Kollegen kamen Suko zu Hilfe. In ihren Händen blitzten die Stahlarmbänder.

Sie kamen zu spät. Landrope explodierte förmlich.

Er stieß Suko beide Beine gegen den Leib. Der riesige Chinese flog wie eine Feder durch die Luft und prallte mit dem Kopf unglücklich gegen eine Leitung. Lautlos knickte er zusammen.

Mit einem einzigen Schlag fegte Landrope die drei Polizisten zur Seite und verschwand mit einem Satz in dem Gewirr aus Rohren und Kesseln.

Ich sah mich gehetzt um. Wenn wir ihn nicht schnellstens wieder einfingen, steckte er vielleicht doch noch alles in Brand.

Bei der Werksfeuerwehr waren auch ein paar Mann des Werkschutzes. Ich winkte einen von ihnen zu mir und zeigte ihm kurz meinen Ausweis.

»Mr. Landrope hat den Verstand verloren«, erklärte ich ihm. Es stimmte zwar nicht, aber was sollte ich sonst machen! Ich konnte dem Mann nicht erst einen langen Vortrag über die Wirkung des Amuletts des Sonnengottes halten. »Er will die Raffinerie anzünden! Sie müssen ihn unschädlich machen, bevor etwas passiert!«

Der Werkspolizist nickte nur und lief zu seinen Kollegen zurück. Sie schwärmten aus. Vorher sprach einer von ihnen über ein Walkie-Talkie. Wahrscheinlich verlangte er Verstärkung. Er schien der Einsatzleiter zu sein.

Ich hielt mich in seiner Nähe. Er kannte sich auf dem Firmengelände besser aus als wir von der Polizei. Deshalb überließ ich ihm auch die Organisation der Suche und verzichtete auf Verstärkung durch unsere eigenen Leute.

Ich hatte mich nicht geirrt, der Chef des Werkschutzes hatte noch mehr Leute angefordert. Sie schwärmten in einer losen Kette aus.

Wahrscheinlich fanden wir Landrope erst, wenn es zu spät war. Die Raffinerie bot so viele Verstecke, daß wir stundenlang suchen konnten und dabei wahrscheinlich zehnmal an ihm vorbeiliefen, ohne ihn zu entdecken.

Überall flammten zusätzliche Scheinwerfer auf. Die Männer des Werkschutzes arbeiteten schnell und gründlich. Suko und Jane

beteiligten sich ebenfalls, genauso meine Kollegen vom Yard.
Ein gellender Schrei von links! Der Chef der Werkspolizei fuhr herum.
In einem schmalen Gang zwischen den Maschinenblöcken kämpften zwei Männer auf Leben und Tod. Landrope und ein Sicherheitsmann. Landrope hielt den Hals seines Gegners mit einer Hand umklammert und versuchte, ihn zu erwürgen. Mit der anderen Hand ließ er sein Feuerzeug aufschnappen.
»Zurück!« schrie mir der Chef des Werkschutzes zu und warf sich gegen mich.
Er riß mich zu Boden und wälzte sich mit mir hinter einen Betonsockel.
Noch im Fallen sah ich, wie sich Landrope mit seinem Gegner kopfüber in ein offenes Becken stürzte. Mit dem brennenden Feuerzeug verschwanden sie über dem Rand.
Und dann stieg brüllend und tobend eine Feuersäule in den Nachthimmel. Haushoch schossen die Flammen empor, teilten sich und regneten auf uns herunter.

***

Der Explosionsdruck fegte donnernd über uns hinweg. Ich krallte mich an irgend etwas fest, um nicht wie ein Blatt im Wind weggewirbelt zu werden.
Mein Magen krampfte sich zusammen. Jeremy Landrope und der Werkspolizist waren tot. Ihnen konnte niemand mehr helfen. Das Amulett des Sonnengottes hatte zwei weitere Opfer gefordert.
»Los, kommen Sie!« schrie der Chef des Werkschutzes. Er kroch auf allen vieren in einen schmalen Korridor zwischen den Tanks hinein.
Ich sah mich gehetzt um. Wir waren überall von Flammen eingeschlossen. Das herumspritzende, brennende Benzin setzte andere Tanks in Brand. Es konnte nur mehr Minuten dauern, bis die ganze Raffinerie in die Luft flog.
Wo waren die anderen, schoß es mir durch den Kopf, während ich dem Mann folgte. Nur er konnte mich aus diesem Chaos herausführen. Allein hätte ich mich rettungslos verirrt und wäre in den Flammen umgekommen.
Als wir endlich einen riesigen Turm zwischen die Brandstelle und uns gebracht hatten, richtete er sich auf. Wir liefen aufrecht weiter. Ich überholte ihn und hielt ihn am Arm fest.
»Die anderen!« brüllte ich, um das Tosen der Flammen zu übertönen. »Wir müssen die anderen retten!«
Er schüttelte den Kopf und deutete nur nach vorne. Ich verstand, was er meinte. Wir durften uns nicht aufhalten, sonst waren wir verloren. Wer sich aus dieser Flammenhölle nicht selbst befreite, dem war nicht

mehr zu helfen.

Wohin ich auch blickte, waberten Feuerwände, die bis in den Nachthimmel reichten und sich über unseren Köpfen zu einem Dach vereinigten.

Ich stolperte keuchend hinter meinem Führer her. Die Atemluft wurde knapp. Die Flammen fraßen den Sauerstoff. Täuschte ich mich, oder wurde es vor mir wirklich dunkler? Waren das die Anzeichen einer beginnenden Ohnmacht?

Der Wachmann rannte auf das Bürogebäude zu. Erschöpft erreichten wir die zerschmetterte Frontscheibe. Hinter dem gesprungenen Glas zeichneten sich mehrere Gestalten ab. Ich stieß die Tür auf und stolperte in die Halle.

Jane Collins und Suko fingen mich auf, als ich über etwas fiel. Ihre Gesichter waren rußgeschwärzt, aber sie waren unverletzt dem Inferno entkommen.

»John!« Jane brach in Tränen aus. Sie lachte und weinte gleichzeitig. »Ich habe gesehen, wie du in den Flammen verschwunden bist! Und ich habe gedacht…«

Sie sprach nicht weiter, sondern fiel mir um den Hals.

»Ich muß eure Idylle stören«, sagte der Chef des Werkschutzes hart. »Aber wenn wir noch lange warten, kommen wir hier nicht mehr raus.«

Die Flammen rückten wie eine gewaltige Walze näher. Was sich ihnen in den Weg stellte, verging in einer gewaltigen Explosion.

»Dort hinten stehen unsere größten Tanks mit Leichtöl«, erklärte uns der Sicherheitschef. »Wenn die in die Luft fliegen… na ja, dann haben wir keine Sorgen mehr! Also los, zum Ausgang!«

»Wo sind Ihre restlichen Leute?« schrie ich ihn an. »Sie müssen sich um sie kümmern!«

Er schüttelte den Kopf »Die haben sich entweder schon in Sicherheit gebracht, oder sie leben nicht mehr! Los, wo steht Ihr Wagen?«

Ich rannte voraus, sprang in den Bentley und ließ den Motor aufheulen. Zahlreiche glühende und brennende Trümmerstücke gingen bereits auf den Wagen nieder. Wenn die Reifen verschmorten, waren wir verloren. Zu Fuß erreichten wir das Tor nicht mehr. Dazu war es zu weit weg, und die Flammen griffen zu rasch um sich.

Wir hörten Sirenen heulen und die Flammen prasseln. Sprechen konnten wir auch nicht mehr, da man sein eigenes Wort nicht verstand.

Außer mir drängten sich Jane, Suko, der Sicherheitschef und vier seiner Leute in meinen Wagen. Es wurde eng. Hinter dem Büro tauchten noch zwei Männer auf. Ich wartete, bis sie den Bentley in einem verzweifelten Spurt erreichten. Sie sprangen seitlich auf. Die hinteren Türen standen offen. Die Männer standen mit den Füßen im

Wagen und hielten sich am Dach fest.

Ich mußte vorsichtig Gas geben, sonst würden sie abgeworfen. Weich fuhr ich an, wendete und beschleunigte. Die Flammen schlossen hinter uns das Bürogebäude ein. Sie versperrten die Straße, auf der wir eben noch gestanden hatten.

»Schneller!« schrie jemand im Wagen in Todesangst.

Ich bemerkte die Gefahr. Auf halber Strecke zwischen hier und dem Tor näherten sich von beiden Seiten Flammenzungen. In wenigen Sekunden mußten sie die noch freie Fahrbahn erreichen und uns einschließen.

»Festhalten!« schrie ich den Männern zu und trat das Gaspedal zum Anschlag durch.

Der schwere Motor des Bentleys riß den Wagen vorwärts. Ich hielt den Blick starr geradeaus. Dort vorne war der Schlagbaum längst geöffnet. Dahinter zuckten Blaulichter in endloser Reihe. Dort vorne waren wir in Sicherheit.

Nicht in die Flammen sehen! Nur nicht beirren lassen!

Wie ein Komet schoß aus dem Nachthimmel ein brennendes Trümmerstück auf uns zu. Es schlug dicht vor dem Bentley auf die Straße.

Ich hielt das Lenkrad noch fester. Ein harter Schlag ging durch den Wagen, als wir mit dem brennenden Teil zusammenprallten. Der Bentley schleuderte. Ich lenkte gegen.

Täuschte ich mich, oder knallte es im Wagen? Im nächsten Moment sackte der Wagen auf der rechten Seite tiefer.

Mit aller Kraft zog ich am Lenkrad. Schlingernd näherten wir uns dem Tor. Aber noch hatten wir die Feuerzungen nicht passiert.

Der Wagen wurde immer langsamer. Mit Schaudern dachte ich an die beiden Männer, die ungeschützt außen am Wagen hingen. Es gab nur mehr eine schmale Passage in der Feuerwand. Wenn ich sie nicht genau traf, sah es schlecht aus für die Wachmänner.

Nur mehr wenige Wagenlängen, dann schoß der Bentley in das Feuer hinein. Die Hitze strahlte durch die Scheiben. Hinter mir hörte ich Schreie. Ich achtete nicht darauf, durfte es auch gar nicht, sonst wäre es für uns alle zu spät gewesen.

Da war die Einfahrt! Von allen Seiten tauchten Polizisten und Feuerwehrmänner auf. Jetzt erst bremste ich ab, sprang aus dem Wagen und sah, was geschehen war.

Beide Wachmänner brannten. Ihre Kleider hatten bei dem Durchbruch Feuer gefangen.

Es waren so viel Helfer da, daß die Flammen sofort erstickt wurden. Die beiden Männer waren nur leicht verletzt, konnten sogar aus eigener Kraft stehen. Helfer führten sie zu einem Krankenwagen.

Ich sah mich kurz um. Feuerwehr, Polizei und Krankenwagen hatten

Großeinsatz. Von allen Seiten versuchten sie, den Brand unter Kontrolle zu bekommen und Verletzte zu bergen.

Schaudernd wandte ich mich ab. Jane und Suko lehnten an meinem schwer mitgenommenen Bentley, der sich leicht zur Seite neigte. Ihnen standen das Entsetzen der letzten Minuten und die Erleichterung über die Rettung ins Gesicht geschrieben. Ich las in ihren Augen eine stumme Frage.

Wie sollte das weitergehen? Wie konnten wir diesem skrupellosen Verbrecher, der das alles auf dem Gewissen hatte, das Handwerk legen?

Ich war ehrlich zu mir selbst. Im Moment wußte ich keine Antwort.

***

Mit einem erschöpften Seufzen brach der Mann vor dem Altar zusammen. Noch immer hielt er starr den Blick auf die leuchtende Scheibe gerichtet, doch der Kontakt zu dem Amulett des Sonnengottes war unterbrochen. Er hatte sich zuviel zugemutet.

Der Mann hatte jede Verbindung zu seinen Abhängigen verloren. Wenn ihm nicht die Scheibe auf dem Altar half, war alles umsonst gewesen. Dann entglitten ihm die Untertanen vollständig.

Mit letzter Kraft konzentrierte er sich auf das echte Amulett, das die Verbindung zu allen Kopien dieses Amuletts herstellte.

Das war zuviel für seinen Körper. Mit einem Aufschrei brach er bewußtlos zusammen und rutschte von seinem Sessel auf den Fußboden hinunter.

In einem letzten wachen Moment dachte er noch daran, daß er umsonst zwei Menschenleben in der Raffinerie geopfert hatte. Dann fiel er in bodenlose Schwärze, tauchte ein in das absolute Nichts.

Es war keine gewöhnliche Ohnmacht. Jeder Arzt hätte sie zwar festgestellt, doch der Bewußtlose ›sah‹ und ›hörte‹ weit entfernte Vorgänge.

Die magischen Fäden, die ihn an seine Abhängigen fesselten, übermittelten ihm alles. Unfähig zu einer Reaktion, mußte er miterleben, wie die Rebellion gegen den Sonnengott ausbrach.

Jene Leute, die er mit soviel Mühe zu Sklaven gemacht hatte, lösten sich von seiner Herrschaft. Sie liefen zum nächsten Telefon, um von der Polizei Hilfe zu erbitten. Oder sie sprachen Passanten auf der Straße an. Natürlich glaubten diese Leute, daß sie es mit Verrückten zu tun hatten, mindestens aber mit Betrunkenen. Wieder andere riefen ihre engsten Verwandten zu Hilfe, hatten aber auch bei ihnen wenig Glück. Wer glaubte ihnen schon ihre bizarren Geschichten?

Es gab da jedoch drei Menschen, die alles glaubten, weil sie es am eigenen Leib erfahren hatten. John Sinclair, Jane Collins und Suko. Als sie sich einschalteten, hielt der Unbekannte alles für verloren.

Doch schon nach wenigen Minuten erkannte er, daß es doch noch eine Chance für ihn gab. Die Freude darüber verlieh ihm ungeahnte Kräfte und wirkte sich auch auf seinen völlig ausgepumpten Körper aus. Er begann, sich zu regen. Der Mann schlug die Augen auf und zog sich keuchend in den Sessel hoch. Erschöpft lehnte er auf seinem Sitz, doch in seine Augen trat wieder jener verderbliche Glanz, der den Willen zum Bösen widerspiegelte.

Beinahe hätte der Mann vor Freude gellend aufgeschrien, als er Kontakt zu dem Amulett des Sonnengottes bekam. Im nächsten Moment gerieten auch die Abhängigen unter seine Kontrolle. Die ärgste Gefahr war gebannt.

Jetzt mußte er langsam darangehen, die Schäden festzustellen. Wie viel hatten die Abhängigen in der kurzen Spanne ihrer geistigen Freiheit verraten? Welcher der Abhängigen konnte dem Magier gefährlich werden?

Der Magier war fest entschlossen, jeden zu töten, der auch nur den geringsten Hinweis auf sein Versteck liefern konnte.

Er machte sich sofort an die Arbeit. In seiner Lage durfte er keine Sekunde verlieren.

***

Um Haaresbreite waren wir dem Tod entkommen. Etliche Menschen hatten ihr Leben verloren. Es war Zeit, dem Magier, der das alles ausgelöst hatte, das Handwerk zu legen. Dabei mußte ich allerdings auf einen Zufall hoffen, auf das sprichwörtliche Glück, das jedem Kriminalisten helfen mußte.

»Ich fahre in den Yard«, sagte ich zu meinen Freunden. »Hier habe ich nichts mehr verloren.« Gleichzeitig sah ich mich suchend um. »Ich brauche einen Streifenwagen.«

»Wozu?« Suko umrundete den Bentley. »Das kriegen wir schon hin!«

Bevor ich protestieren konnte, begann er, den defekten Reifen zu wechseln. Ich half ihm dabei, und Jane holte meinen Spezialkoffer aus dem Wagen. In diesem Durcheinander konnte er zu leicht in falsche Hände geraten.

Der Wagen hatte keinen ernsten Schaden genommen. Nur der Lack war ruiniert, und ich zählte sieben tiefe Beulen. Das ließ sich alles reparieren. Nicht reparieren ließ sich der übrige Schaden, den der Magier angerichtet hatte, von den Menschenleben ganz zu schweigen.

Jane trat dicht an mich heran. Sie sah mich bittend an. »Ich habe ein schlechtes Gewissen«, sagte sie und blickte zu den Feuerwehrleuten hinüber, die vergeblich gegen die Flammen kämpften. »Ich habe bei allem mitgemacht.«

»Aber nicht freiwillig«, wandte ich ein. »Das weißt du ganz genau.« Ich überlegte, warum sie sich an mich wandte. Jane konnte nicht

unter Schuldgefühlen leiden. Dazu war sie viel zu vernünftig und intelligent. Sie mußte etwas vorhaben. »Heraus mit der Sprache. Was willst du?«

Sie lächelte flüchtig. »Ich möchte dir helfen, diesen Kerl unschädlich zu machen!« rief sie leidenschaftlich. »Er hat mich gezwungen, auf seiner Seite mitzumachen. Jetzt möchte ich freiwillig auf deiner Seite weitermachen.«

»Ich auch«, erklärte Suko. »Hättest du mich nicht von dem unseligen Einfluß des Amuletts befreit, John, wäre ich noch immer ein Sklave dieser Bestie. Und Jane auch, hätte sie sich nicht dagegen gesträubt, daß ein Unschuldiger ermordet wird.«

Ich brauchte nicht lange zu überlegen. »Kommt mit«, sagte ich nur.

Jane ließ ihren VW stehen. Sie konnte ihn später abholen. Wir fuhren mit dem Bentley.

Als wir gegen neun Uhr abends den Yard erreichten, wunderte es mich gar nicht, daß hinter fast allen Fenstern Licht brannte. Der Magier, wie ich den unbekannten Drahtzieher nannte, sorgte ständig für Aufregung und Arbeit für meine Kollegen.

»Hoffentlich wurden keine Feuerwehrmänner verletzt oder gar getötet«, meinte Jane, während wir zu meinem Büro hinauffuhren.

»Wir können uns ja erkundigen«, sagte ich und führte meine Freunde in die Funkzentrale. Sie waren nicht zum ersten Mal hier.

Ich sah mich um. Es gab zahlreiche Meldungen aus der Raffinerie, aber Todesfälle oder schwere Verletzungen waren nicht bekannt. Schon wollten wir erleichtert gehen, als ich durch Zufall einen Notruf mitbekam.

»... wissen, daß das stimmt?« sagte einer der uniformierten Kollegen ins Mikrofon. »Sie behaupten, daß Sie völlig unsinnige Dinge gemacht habe. Und wir sollen Ihnen helfen. Fahren Sie nach Hause, Sir, und schlafen Sie sich aus. Morgen wird es Ihnen besser gehen.«

Ich konnte die Antwort des Anrufers nicht verstehen, weil sie über Kopfhörer hereinkam, aber ich tippte dem Uniformierten am Pult auf die Schulter.

»Was ist denn los?« erkundigte ich mich.

Er zuckte die Schultern. »Warten Sie einen Moment«, sagte er in sein Mikrofon und schaltete es ab. »Da ruft so ein Kerl an und faselt was von einem Sonnengott, der zu ihm gesprochen hat. Ein Betrunkener, weiter...«

Ich riß ihm die Kopfhörer herunter und stülpte sie mir über. Hastig schaltete ich das Mikrofon ein.

»Hören Sie noch?« rief ich. »Hier spricht Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard.«

»Ja, ich höre«, sagte eine gehetzt klingende Männerstimme.

»Sagen Sie mir, wo Sie sind«, rief ich. »Ich komme sofort und helfe

Ihnen! Wo sind Sie?«

»Ich weiß nicht«, antwortete der Anrufer. Er schien unschlüssig zu sein. »Ich kenne Sie nicht, und der Polizist vorhin hat mir kein Wort geglaubt. Woher soll ich wissen, ob Sie es ehrlich meinen?«

Ich nahm meine ganze Geduld zusammen. Durch einen unwahrscheinlichen Zufall hatte sich einer der Abhängigen gemeldet. Daran bestand für mich kein Zweifel. Und nun vertraute mir der Mann nicht. Dabei konnte er mir vielleicht wertvolle Hinweise geben.

»Es geht um ein Amulett«, sagte ich. Wenn nicht anders möglich, mußte ich meine Karten wenigstens teilweise aufdekken. »Eine vielfarbige Scheibe, die Ihnen einen fremden Willen aufgezwungen hat. Stimmt das?«

»Ja«, antwortete er überrascht. »Woher wissen Sie das?«

»Weil ich den Kerl suche, der das getan hat!« Ich warf Jane und Suko einen flehenden Blick zu, als könnten sie mir helfen.

Sie beobachteten mich angespannt. Aus meinen Worten hatten sie inzwischen erkannt, worum es ging. »Haben Sie Vertrauen! Wenn ich nichts unternehme, werden Sie irgendwann wieder die Kontrolle über sich verlieren! Glauben Sie mir!«

Mehr hatte ich nicht zu sagen. Jetzt kam es darauf an, wie sich der Mann entschied. Atemlos wartete ich auf seine Antwort.

»Also gut, ich versuche es«, sagte er. »Ich habe wahrscheinlich gar keine andere Wahl.«

»In Ordnung«, erwiderte ich und nahm mich zusammen. Er sollte nicht merken, wie erleichtert ich war, sonst würde er wieder mißtrauisch. »Wo sind Sie?«

»In einer Telefonzelle am Hyde Park«, gab er an. »Direkt neben dem Marble Arch.«

»Bleiben Sie dort, ich bin in zehn Minuten bei Ihnen«, antwortete ich und übergab das Mikrofon wieder an den Beamten am Pult. »Halten Sie ihn hin!« wies ich den Mann an. »Flößen Sie ihm Vertrauen ein! Beruhigen Sie ihn! Er ist ein wichtiger Zeuge!«

Ich brauchte Jane und Suko nicht aufzufordern, mir zu folgen. Gemeinsam verließen wir die Funkzentrale und liefen zu meinem Bentley hinunter.

Wir saßen kaum im Wagen, als ich auch schon alles aus dem Motor herausholte. Jane hielt meinen Spezialkoffer auf den Knien. Diesmal durfte ich kein Risiko eingehen. Ich mußte den einzigen Zeugen gegen den Magier mit allen Mitteln schützen. Dazu brauchte ich meinen Koffer.

»Ich möchte wissen, was da passiert ist«, meinte Jane, während ich mit heulenden Reifen in die Park Lane am Hyde Park einbog. »Wieso ist ein Abhängiger plötzlich frei?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich ehrlich. »Vielleicht ist es nur eine

Falle, und er hat im Auftrag des Magiers angerufen. Aber wenn es keine Falle ist, schwebt der Mann in Lebensgefahr. Dann muß der Magier ihn nämlich töten, sobald er wieder Kontakt zu ihm hat.«

»Mein Gott«, murmelte Jane erschüttert.

»Fahr schneller, John!« rief Suko von den Rücksitzen. »Gib Gas!«

»Ich stehe bereits voll auf dem Pedal«, antwortete ich mit einem schiefen Grinsen. »Mehr ist nicht drin!«

Das stimmte auch. Der Bentley jagte mit Vollgas über die fast menschenleere Park Lane. Es ging um ein Menschenleben und darum, unzählige andere Menschen zu retten.

***

So leicht wie vorher fiel es dem Magier nicht, seine Abhängigen erneut unter Kontrolle zu bringen. Er mußte sich auf jeden einzelnen konzentrieren.

Bei zweien versagten seine Kräfte vollständig. Das waren Jane Collins und Suko. Schuld daran war John Sinclairs Nähe. Der Oberinspektor von Scotland Yard trug einen Koffer bei sich, von dem die störenden Impulse ausgingen. Sie verhinderten, daß Jane Collins und Suko erneut zu Sklaven wurden.

Der Magier verschwendete keine Zeit mit den beiden. Es gab andere, ebenfalls wichtige Personen, die er nicht zu lange ohne Kontrolle lassen durfte. Dazu gehörte Herbie Datcher, ein junger Kellner. Auf den ersten Blick war er eine unwichtige Randfigur. Erst wenn man sich näher mit ihm beschäftigte, erkannte man seine Bedeutung.

Der Magier konzentrierte sich kurz auf Datcher und fand ihn. Die geistige Brücke funktionierte aber nicht so einwandfrei, daß der Magier sein Opfer hätte beeinflussen können.

Daher mußte er untätig miterleben, wie Datcher die Polizei anrief. Schon wollte sich der Magier entspannen, weil der Mann in der Notrufzentrale an die Meldung von einem Sonnengott ebensowenig glaubte wie zahlreiche andere Personen. Doch dann schaltete sich jemand in das Gespräch ein.

John Sinclair!

Der Magier richtete sich ruckartig auf. Er versuchte, das Sonnenopfer auszuführen, das heißt, Datcher in der Telefonzelle durch die geballte magische Kraft zu töten. Es mißlang. Datcher vereinbarte mit Sinclair ein Treffen.

Enttäuscht und besorgt ließ sich der Magier zurücksinken. Er hatte keine Ahnung, wieviel Datcher wußte. Bis jetzt hatte er nicht erprobt, ob der geistige Kontakt auch in umgekehrter Richtung funktionierte.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich weiter zu erholen. Sinclair brauchte mindestens zehn Minuten bis zu Datcher. Dann wollte es der Magier noch einmal versuchen und seine ganze Kraft einsetzen.

Vielleicht konnte er Herbie Datcher und John Sinclair auf einen Schlag töten.

***

Mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern fuhr ich auf den Marble Arch zu. Erst als ich in der Telefonzelle einen Mann erkannte, schaltete ich die Lichter aus. Er sollte nicht glauben, daß er angegriffen wurde.

»Ihr steigt hier aus«, sagte ich zu meinen Begleitern. »Seht euch in der Umgebung um und haltet mir den Rücken frei.«

Sie nickten nur, als ich an den Straßenrand fuhr. Jane legte den Koffer auf den Nebensitz.

»Viel Glück, John«, murmelte sie.

Suko schlug mir auf die Schulter, daß ich glaubte, er würde mir alle Knochen brechen. »Mach es gut, alter Junge!« rief er und wälzte sich ins Freie.

Ich fuhr sofort wieder an. Nur keine Zeit verlieren! Jeden Moment konnte der Magier zuschlagen und den Verräter töten, wie er die anderen auch umgebracht hatte. Ich wollte keine Leiche ohne Herz finden.

Kurz vor der Telefonzelle drückte ich zweimal auf die Lichthupe und ließ den Wagen ausrollen. Langsam stieg ich aus und ging auf den Unbekannten zu.

Ich gab mich lässig, war jedoch zum Zerreißen angespannt. Wenn es eine Falle war, konnte jeden Moment ein Angriff kommen.

Der Mann rührte sich nicht. Stocksteif stand er in der Telefonzelle. Nur an seinen Augen erkannte ich, daß er überhaupt noch lebte.

Er öffnete nicht die Tür. Ich streckte die Hand nach dem Griff aus und zog sie auf. In der Linken hielt ich meinen Ausweis.

»Sie haben mich angerufen«, sagte ich und blickte in ein bleiches, verängstigtes Gesicht. »Ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard.«

Der Mann nickte und schluckte heftig. »Wohin bringen Sie mich, Mr. Sinclair?«

Ich schüttelte den Kopf. »Beunruhigen Sie sich nicht, aber wir bleiben hier. Ich tue alles zu Ihrer Sicherheit. Rühren Sie sich nicht von der Stelle! Ich bin gleich wieder bei Ihnen!«

Ich lief zu meinem Bentley zurück, holte den Koffer und stellte ihn vor der Telefonzelle auf den Boden. Mit tausendfach geübten Handgriffen öffnete ich den Deckel und holte die magische Kreide hervor. Sie hatte mir schon im Kampf mit Suko geholfen.

Vermutlich hielt mich der Mann für verrückt, als ich in aller Eile an den vier Außenseiten der Kabine Zeichen anbrachte. Ich sah sie mir von dem Griff des kreuzförmigen Dolches ab. Die Symbole der Weißen Magie sollten jeden Angriff abhalten.

Erst danach drängte ich mich zu dem Mann in die Kabine. »So, das wäre vorläufig geschafft«, sagte ich mit einem erleichterten Grinsen.

Ich hatte kaum ausgesprochen, als die Telefonzelle wie unter einem heftigen Schlag erzitterte. Es dröhnte, als ständen wir im Inneren einer riesigen Glocke.

Der Mann schrie auf und preßte die Hände an die Ohren. Ich hielt ihn fest, als er fliehen wollte. Hätte er nur einen Schritt nach draußen getan, wäre er tot gewesen.

Ein alles versengender Lichtblitz raste auf die Telefonzelle zu. Durch die Glasscheiben hindurch blendete er mich. Er drang jedoch nicht herein.

Das jetzt war ein glatter Mordanschlag. Ohne die Zeichen der Weißen Magie wäre es jetzt mit uns aus gewesen. Dann hätte die Wucht des Angriffes nicht nur den Unbekannten, sondern auch mich getroffen.

Ich mußte ihn mit aller Kraft festhalten. Er schrie, wehrte sich gegen mich und versuchte zu fliehen. Wahrscheinlich glaubte er, daß ich ihn in eine tödliche Falle gelockt hatte. Bestimmt sogar vermutete er das.

Hoffentlich sind Jane und Suko weit weg, dachte ich. Und hoffentlich hielt mein Bann dem Angriff stand.

Der Boden schwankte unter unseren Füßen. Ich konnte nichts mehr sehen, weil mich das grelle Licht auch durch die geschlossenen Augenlider hindurch blendete.

Grell wie die Sonne! Ich dachte an den Sonnengott, für den das Opfer bestimmt war. Der Magier schleuderte uns die geballte Kraft der Sonne entgegen, um uns zu vernichten.

Ich wußte nicht mehr, wie lange der Angriff bereits tobte. Doch er hörte ebenso schlagartig auf, wie er begonnen hatte. Keuchend lehnte ich mich gegen die Glasscheibe. Der Mann sank zitternd auf den Boden und blieb kraftlos sitzen.

»Überstanden«, murmelte ich und wischte mir mit dem Handrücken über die Stirn. »Sie haben Glück gehabt. Wäre ich nicht rechtzeitig gekommen…«

»Ich weiß«, sagte der Mann tonlos.

Überrascht blickte ich auf ihn hinunter. »Sie halten mich nicht für den Schuldigen?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe während des Angriffs wieder Kontakt gehabt«, erklärte er keuchend. »Es war derselbe Mann, der mich auch bisher unter Kontrolle hatte.«

Durch die Glasscheibe hindurch sah ich Suko und Jane in einiger Entfernung stehen. Die Blendwirkung des Angriffs ließ langsam nach. Ich konnte wieder deutlich sehen. Meine Freunde zogen sich zurück, als ich ihnen beruhigende Zeichen machte. Sie hatten verstanden, daß uns nichts passiert war.

»Gut, Mister.« Ich half ihm auf die Beine. »Dann erzählen Sie mir am

besten alles der Reihe nach.«

»Ich heiße Datcher, Herbie Datcher«, stellte er sich vor. »Ich bin Kellner. Vor zwei Tagen habe ich in meiner Wohnung eine bunte Scheibe gefunden. Ich habe sie kaum berührt, als ich keinen eigenen Willen mehr hatte.«

Ich kenne diese Schilderung bereits sehr gut. Sie interessierte mich nicht weiter.

»Können Sie mir etwas über den Mann sagen, der Sie beeinflußt hat?« forschte ich gespannt. Nur darauf kam es an.

»Ich habe diesen Mann gesehen«, behauptete Herbie Datcher. »Zwar nicht wirklich, aber es war, als wäre ich dabeigewesen. Er stand in einer Pyramide und holte eine große, leuchtende Scheibe aus einem Versteck hervor.«

Ich konnte mir schon einen Reim darauf machen. Datcher hatte in einer Vision gesehen, wie der Magier an das echte Amulett des Sonnengottes herangekommen war. Vermutlich hatte er es bei einer Expedition in der Pyramide gefunden, in der es die Azteken versteckt hatten.

»Weiter, was noch?« drängte ich. Die Zeit rann mir durch die Finger.

»Nichts mehr«, sagte mein Informant. Ich wollte schon enttäuscht aufgeben, als ihm noch etwas einfiel. »Ja, da war noch etwas. Warten Sie! Ich habe den Mann noch einmal gesehen. Er hatte so eine Art Altar mit dieser leuchtenden Scheibe vor sich aufgebaut. In der Nähe gibt es einen Kirchturm.«

»Woher wissen Sie das?« fragte ich erstaunt.

Er zuckte die Schultern. »Keine Ahnung, Mr. Sinclair. Aber es stimmt! Da war ein Kirchturm, aber die Kirche wird nicht mehr benutzt. Ich bin ganz sicher. Dieser Mann dachte nämlich, daß er sich ein anderes Versteck hätte suchen müssen, wäre die Kirche noch in Betrieb.«

Das war immerhin ein Hinweis. Vorläufig konnte ich damit jedoch nicht viel anfangen. Ich hatte noch eine weitere Frage.

»Sie haben am Telefon gesagt, daß dieser Mann Sie zu verrückten Dingen gezwungen hat, Mr. Datcher.« Ich blickte ihn erwartungsvoll an. »Was mußten Sie denn tun?«

Er druckste herum, rückte jedoch mit der Sprache heraus.

»Ich bin Kellner, habe ich schon gesagt, nicht wahr? Ich arbeite im Außenministerium. Morgen gibt es einen großen Empfang für ausländische Diplomaten. Da werde ich servieren. Die meisten Speisen sind schon heute gekocht worden. Und ich mußte das Salz austauschen.«

Ich brauchte ein paar Sekunden, um das zu verarbeiten. Doch dann schaltete ich.

Mit einem Ruck riß ich den Telefonhörer ans Ohr. Doch die Leitung war tot. Ich bekam keine Verbindung zum Foreign Office.

Dabei war es dringend. Ich war nämlich sicher, daß der Magier einen Mordanschlag auf die ausländischen Diplomaten plante.

***

Suko und Jane kamen zu der Telefonzelle, als ich sie heranwinkte. Ich stieß die Tür auf, hielt Herbie Datcher jedoch noch zurück.

»Ihr habt es gesehen?« fragte ich. Sie nickten. »Also, er kann die Telefonzelle nicht verlassen, ohne daß ihn der Magier angreift. Er muß uns aber zum Foreign Office begleiten. Dort gibt es morgen ein Dinner für Diplomaten. Er mußte das Salz austauschen.«

An ihren erschrockenen Gesichtern merkte ich, daß Jane und Suko wie ich an Gift dachten.

»Wir kommen nicht in das Foreign Office hinein«, wandte Jane ein. »Sonst hätte ich gesagt, daß Suko und ich die Sache regeln.«

»Ich will Mr. Datcher aber auch nicht aus den Augen lassen.« Ich überlegte angestrengt, wie wir es schaffen konnten.

Suko besah sich inzwischen die magischen Zeichen, die ich an die Außenwände gemalt hatte. Er murmelte etwas vor sich hin, kratzte sich in seinen schütteren, schwarzen Haaren und brachte sogar seinen sorgfältig gezogenen Mittelscheitel in Unordnung.

»Und wenn wir ihn mitsamt der Telefonzelle wegschaffen?« schlug er vor.

Ich blickte meinen Freund verblüfft an. »Die Idee ist gar nicht so schlecht«, räumte ich ein. »Aber es würde zu lange dauern, bis wir einen Bautrupp hier haben, der die Kabine abmontiert.«

»Die Symbole!« Jane deutete aufgeregt auf die Tür. »Das ist es! Wir müssen sozusagen einen Schutzschild um ihn herum bauen.«

Ich verstand sofort, worauf sie hinauswollte. »In meinem Kofferraum liegt eine alte Decke.« Ich warf Suko die Schlüssel zu. Er fing sie geschickt auf und kam zwei Minuten später mit der Decke wieder. Ich hatte sie für Reparaturen in den Kofferraum gelegt.

Jetzt befestigten wir die Decke um Datchers Schultern. Der Kellner ließ alles über sich ergehen. Er litt Todesangst. Für einen Mann, der keine Erfahrung mit Schwarzer Magie hatte, mußte alles doppelt und dreifach so bedrohlich wirken. Er fürchtete sich davor, daß ihn jeden Moment erneut dieses grauenhafte Licht treffen und töten konnte.

Ich wußte nur zu gut, daß er mit seinen Befürchtungen genau richtig lag. Deshalb gab ich mir auch besondere Mühe, als ich die Symbole von meinem Dolch auf die Decke übertrug. Ich drückte hart mit der magischen Kreide auf, damit sich die Zeichen nicht so leicht verwischten.

Erst als alles fertig war, durfte Herbie Datcher die Kabine verlassen. Suko wischte die Zeichen von den Wänden ab. Unsere Geheimnisse sollten nicht an die Öffentlichkeit dringen.

Ich führte Datcher zu meinem Wagen. Jane und Suko nahmen ihn auf den Rücksitzen in die Mitte.

Nichts und niemand hielt uns auf, als wir zum Foreign Office fuhren. Dort allerdings begannen die Schwierigkeiten. Die Zeiten, in denen ein solches Gebäude nur von einem Nachtpförtner bewacht worden war, waren vorbei. Ich mußte mit bewaffneten Wächtern verhandeln, die niemanden ins Ministerium ließen. Erst nachdem ich Superintendent Powell aus dem Bett geklingelt und er mit einigen Leitenden telefoniert hatte, durften wir das vorbereitete Büfett für den nächsten Tag sehen.

Wir wurden von drei Sicherheitsleuten begleitet, die Datcher immer wieder mißtrauisch musterten. Kein Wunder, wirkte er doch unter der umgehängten Decke mit den magischen Symbolen mehr als merkwürdig.

Datcher brauchte nicht lange. Als er sich mir zuwandte, war er bleich.

»Ich habe alles überprüft, Mr. Sinclair«, sagte er stockend. »Sie haben das ganze Salz aufgebraucht… das heißt, den Stoff, den ich anstelle des Salzes…«

»Schon gut.« Ich winkte ab, rief Superintendent Powell noch einmal an und veranlaßte, daß die Speisen für das Bankett sofort untersucht wurden. Powell setzte einen Trupp Chemiker in Bewegung, und eine Stunde später kannte ich das Ergebnis. Ich rief den Superintendent zum dritten Mal in dieser Nacht an.

»Es hätte keiner überlebt«, sagte ich knapp.

»Um Himmels willen!« Dann folgte eine lange Pause. »Warum macht dieser Mann das? Ich meine den Kerl, der andere Menschen versklavt. Was hat er davon, daß er eine Raffinerie in Brand steckt und die Teilnehmer eines Banketts vergiftet? Freude am Bösen? Vernichtung und Zerstörung um jeden Preis?«

»Möglich«, antwortete ich. »Dieser Mann hat sich aber auch größere Geldbeträge verschafft. Wahrscheinlich will er im Moment nur seine Stärke beweisen und hinterher Erpressungen größten Stils durchführen.«

»Wie auch immer!« rief der Superintendent energisch. »Legen Sie dem Kerl das Handwerk!«

»Nichts einfacher als das«, antwortete ich sarkastisch. »Ich weiß auch schon genau, wo sich sein Versteck befindet.«

»Das wissen Sie?« Superintendent Powell schnappte nach Luft. »Und wo?«

»In der Nähe einer entweihten Kirche«, antwortete ich. »Sie sehen, ich brauche nur noch zuzugreifen.« Der Superintendent legte wortlos auf.

***

»Was machen wir mit ihm?« fragte Jane Collins, als ich vom Telefonieren zu meinem Wagen zurückkam.

Jane, Suko und Datcher saßen auf den Rücksitzen. Alle drei wirkten total übermüdet, und ich sah bestimmt nicht besser aus.

»Wir bleiben beisammen«, entschied ich. »Dann können wir einander helfen. Aber ich habe nicht so viele Schlafstellen.«

»Ich auch nicht«, warf Suko ein.

»Ich wohne zur Untermiete«, murmelte Datcher.

»Dann fahren wir zu mir«, sagte Jane energisch. »Ich bringe euch alle unter!«

Wir waren einverstanden. Janes Wohnung war groß genug, und ich kannte ihr Talent beim Improvisieren. Sie hätte wahrscheinlich auch zehn Personen bequem übernachten lassen.

Ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten, als wir den Aufzug betraten. Den anderen ging es genauso. In Datchers Augen war ein apathischer Ausdruck getreten. Er schien seine Umgebung gar nicht mehr wahrzunehmen.

»Eine nicht mehr benutzte Kirche mit einem Turm«, sagte ich während der Fahrt nach oben. »Das ist zwar ein Hinweis, aber viel können wir damit nicht anfangen.«

»Wir wissen ja nicht einmal, ob diese Kirche in London steht«, meinte Suko seufzend.

»Doch, sie steht in London«, murmelte Herbie Datcher.

Ich musterte ihn aus den Augenwinkeln. Der Mann gefiel mir nicht. Die Apathie in seinem Blick wich langsam einem fiebrigen Glanz. Irgend etwas ging mit ihm vor. Ich durchschaute ihn nur noch nicht.

»London ist groß«, gab ich zu bedenken. »Bis wir alle Kirchen angesehen haben, vergehen Wochen. Wir wissen ja nicht, wie sie aussieht.«

»Mr. Datcher könnte uns begleiten«, schlug Jane vor. »Vielleicht erinnert er sich, wenn er die Kirche sieht. Ich weiß nicht, Mr. Datcher, wie deutlich Ihre Vision war.«

Der Kellner antwortete nicht. Möglicherweise war nur seine Müdigkeit an seinem seltsamen Verhalten schuld. Steckte jedoch mehr dahinter, stand uns eine unruhige Nacht bevor.

Der Aufzug hielt. Jane öffnete ihre Wohnungstür, machte Licht und ließ uns eintreten.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war kurz nach ein Uhr nachts.

Unbehaglich sah ich mich in Janes Apartment um. Ich hatte das Gefühl, etwas vergessen zu haben. Wenn ich nur wüßte, was das war! Es mußte wichtig sein, und doch fiel es mir nicht ein!

»Sie wollen wissen, wie diese Kirche aussieht?« fragte Datcher laut.

Ich drehte mich nach ihm um. Seine Augen leuchteten. Sein Gesicht rötete sich. Neue Kraft durchströmte ihn.

Ich befürchtete das Schlimmste. Das sah nach einem Kontakt zu dem Magier aus.

Und das endlich löste die Sperre in meinem Gedächtnis. Ich zuckte erschrocken zusammen.

»Jane!« rief ich, ohne Datcher aus den Augen zu lassen. »Ich habe Sukos Amulett gefunden und vernichtet! Aber wo hast du dein Amulett versteckt? Es ist stärker als die Zeichen auf der Decke!«

»Ich führe Sie zu der Kirche und dem Magier!« zischte Datcher und streckte mir die Hand entgegen. »Ich werde Sie ihm ausliefern, Sinclair!«

»Jane, wo ist das Amulett?« rief ich verzweifelt.

»Unter dem Teppich unter meinem Bett«, sagte Jane kalt. »Aber gib dir keine Mühe, John! Du wirst es nicht zerstören! Wir fahren alle zu dem Magier!«

Fassungslos wandte ich mich nach ihr um. In ihren Augen schimmerte das gleiche fanatische Glitzern wie bei Datcher. Sie richtete ihre Astra-Pistole auf mich.

»Mach keine Dummheiten, John«, befahl sie schneidend. »Wir sollen dich dem Magier lebend übergeben!«

»Suko, hilf mir doch!« stieß ich hervor und drehte mich zu meinem Freund um.

Enttäuscht biß ich die Zähne zusammen. Auch Suko war wieder in den Bann des Amuletts geraten. Ich hatte einen verhängnisvollen Fehler begangen. Der Brand der Raffinerie und anschließend Datchers Hilferuf hatten mich von Janes Amulett abgelenkt. Das rächte sich jetzt bitter.

»Gehen wir!« befahl Herbie Datcher. »Der Magier wartet, Sinclair! Sie werden das nächste Opfer für den Sonnengott sein!«

Ich wußte, was das bedeutete. Irgendwann würden sie meine Leiche finden – ohne Herz.

***

Der Triumph war vollständig. Endlich war es dem Magier gelungen, den Kontakt zu allen Abhängigen wieder herzustellen. Es war gerade im richtigen Moment geschehen. Sein schärfster Gegner, John Sinclair, geriet in die Nähe eines der Amulette.

Der Magier zögerte keine Sekunde, schlug zu und bekam Herbie Datcher, Suko und Jane Collins in seine Gewalt. Damit war Sinclairs Schicksal besiegelt. Gegen diese drei Abhängigen konnte er nichts ausrichten.

Der Befehl, den der Magier an seine Sklaven schickte, war eindeutig. Sie sollten Sinclair zu ihm bringen.

Sicher, er hätte seinen Gegner auch aus der Ferne töten können. Er hätte Sinclair die geballte Kraft des Sonnengottes entgegenschleudern

und ihm das Herz rauben können. Oder die drei Abhängigen wären auf Befehl des Magiers über den Wehrlosen hergefallen. Das alles wäre jedoch viel zu schnell gegangen. Sinclair hatte dem Magier schon so viel Ärger bereitet, daß dieser sich ausgiebig rächen wollte.

Dazu gehörte, daß er selbst den Oberinspektor von Scotland Yard tötete. Er wollte das Herz dieses Feindes des Bösen opfern. Um so stärker war dann seine Stellung vor dem Sonnengott.

Daß dieser vermeintliche Sonnengott in Wirklichkeit ein Dämon war, kam dem Magier gar nicht in den Sinn. Er war so verblendet, daß er darüber nicht nachdachte.

Der Magier lehnte sich entspannt zurück. Jetzt konnte nichts mehr schiefgehen. Seine Sklaven handelten von nun an selbständig. Er brauchte sich nicht mehr einzumischen.

Deshalb beschloß er, sich auszuruhen, bis Sinclair hier war. Für das Sonnenopfer brauchte er alle seine Kräfte.

Die Menschenleben, die er bereits auf dem Gewissen hatte, belasteten ihn nicht. Er schlief augenblicklich ein.

Dicht vor ihm schwebte das Amulett des Sonnengottes über dem Altartisch. Es stellte die Verbindung zur Schattenwelt der Geister und Dämonen her und sorgte dafür, daß das Böse einen Platz in dieser Welt behielt.

***

Sie ließen mir keine Chance. Das überraschte mich nicht. Jane war ein Profi. Sie kannte alle Tricks und kam ihnen zuvor.

Während sie mich in Schach hielt, nahm mir Suko meine Beretta ab. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen und stellte eine mächtige Waffe im Kampf gegen Dämonen dar. Jetzt war ich vollständig wehrlos.

Sie vergaßen aber auch meinen Spezialkoffer nicht, hüteten sich jedoch, ihn zu öffnen. Sie nahmen ihn mit. Wahrscheinlich wollte der Magier ihn selbst vernichten.

Noch etwas nahmen sie mit. Jane klappte ihr Bett hoch und hob eine kreisrund ausgeschnittene Teppichplatte heraus. Ich preßte die Lippen aufeinander, als ich das Amulett erblickte. Meine augenblickliche Lage hatte ich meiner Vergeßlichkeit zuzuschreiben. Daß die Ereignisse mich so stark beschäftigt hatten, war nur ein schwacher Trost.

Jane trug das Amulett wie eine Fahne vor sich her. Ich mußte mich beherrschen, um es ihr nicht aus der Hand zu schlagen. Ich wäre keinen Schritt weit gekommen, da Suko und Datcher mich in die Mitte nahmen und keine Sekunde aus den Augen ließen.

Auch auf der Fahrt nach unten ergab sich keine Gelegenheit. Ich hatte gehofft, daß meine Begleiter durch irgend etwas abgelenkt würden. Es geschah jedoch nichts.

Datcher setzte sich ans Steuer meines Bentleys. Ich mußte mich zwischen Jane und Suko auf die hintere Sitzbank zwängen. Suko hielt meinen Spezialkoffer auf den Knien, Jane das Amulett des Sonnengottes.

Sie saßen wie Puppen neben mir und gaben kein Lebenszeichen von sich. Auch Herbie Datcher hielt sich krampfhaft aufrecht. Nur seine mechanischen Bewegungen beim Lenken verrieten, daß er lebte.

Zombies! Meine Freunde waren zu seelenlosen Sklaven verwandelt worden. Die Verzweiflung darüber ließ mich fast meine eigene Lage vergessen.

Es gab keinen Zweifel, was mir bevorstand, nämlich der Tod. Und ich brauchte nicht viel Fantasie, um mir die Todesart auszumalen. Ich hatte die Leichen ohne Herz gesehen.

Die Fahrt ging in den Süden Londons, in eine Gegend, in der ich mich nicht so gut auskannte. Ich sah ein Schild BECKENHAM vorbeihuschen. Das war einer der südöstlichsten Vororte. Hier also sollte ich mein Leben beenden, wenn es nach dem Willen des Magiers ging.

Wir passierten einen Bahnhof. Elmers End. Wie sinnig, dachte ich grimmig. Man könnte die Station bald in Sinclairs End umbenennen. Wir waren aber noch nicht am Ziel.

Datcher steuerte den Bentley durch schmale und dunkle Straßen. Zu beiden Seiten erstreckten sich scheinbar endlos gleichförmige Siedlungshäuser, schwarz vom Industrierauch. Gab es einmal einen freien Durchblick zwischen den Gebäuden, sah ich im Hintergrund qualmende Schornsteine. Auf den Straßen war niemand mehr unterwegs. Es war die Zeit vor dem Morgengrauen, jene Zeit, in der jede Großstadt wie ausgestorben wirkt. Ich konnte nicht mit fremder Hilfe rechnen. Und die Begegnung mit einem Streifenwagen wäre auch ein reiner Zufall gewesen, da Datcher die Hauptstraßen mied.

Er fuhr einen wirren Zickzack-Kurs, daß ich bald die Orientierung verlor.

Endlich wichen die Häuser zurück. Die Straße, deren Namen ich nirgendwo lesen konnte, führte an einem dunklen Gebiet vorbei. Ich strengte mich an und erkannte verwilderte Parkanlagen. Dazwischen hingen die Drahtgitter von aufgelassenen Sportplatzen an teilweise geknickten Streben.

Es dämmerte mir, wo wir uns befanden. Ich hatte von einem Sanierungsgebiet in Beckenham gelesen. Hier sollten auf dem Gelände längst verfallener Erholungsgebiete neue Siedlungen und Parkanlagen entstehen.

Plötzlich schaltete Herbie Datcher alle Lichter aus und schwenkte scharf nach rechts. Der Bentley schoß scheinbar direkt auf die undurchdringliche Mauer aus Bäumen und Büschen zu.

Ich schloß die Augen und verkrampfte mich. Jeden Moment mußte der Aufprall erfolgen.

***

Nur zögernd öffnete ich die Augen wieder, als nichts geschah. Der Bentley holperte über eine mit Schlaglöchern übersäte Straße. Sehen konnte ich es nicht, nur fühlen. Datcher erkannte bei dieser Dunkelheit bestimmt nichts. Eine höhere Macht mußte ihn leiten, daß er mit schlafwandlerischer Sicherheit der gewundenen Straße folgte.

Ab und zu schlugen herunterhängende Äste gegen das Wagendach oder kratzten Zweige über die Seitenscheiben. Es hörte sich an, als griffen unsichtbare Ungeheuer aus der Finsternis heraus nach uns und wollten den Wagen festhalten.

Ich hatte Erfahrung im Umgang mit übersinnlichen Wesen. Ich kannte ihre Möglichkeiten, ihre Gefährlichkeit und ihre Grenzen. Dennoch schauderte ich bei dieser Blindfahrt durch den verwilderten Park. Am Ende sollte mein Tod stehen. Meine Begleiter flößten mir Angst ein. Ich gestand es mir offen ein. Diese seelenlosen Wesen sollten meine Freunde sein? Welcher Dämon trieb hier sein grausames Spiel mit den Menschen?

So plötzlich, wie wir in das Dickicht eingetaucht waren, so plötzlich kamen wir auch wieder auf einen freien Platz. Hier standen weder Häuser noch gab es Beleuchtung. Der Widerschein der Lichter Londons war die einzige Lichtquelle.

Schemenhaft nur erkannte ich die Umrisse einer mächtigen Kirche, die wie eine mittelalterliche Burg wirkte. Datcher hatte ausgesagt, daß sich das Versteck des Magiers bei einer ehemaligen Kirche befand. Wir waren am Ziel angelangt. Düster ragte der Turm in den Nachthimmel.

Der Kellner bremste, brachte den Wagen mit einem harten Ruck zum Stillstand und stellte den Motor ab. In der tödlichen Stille hörte ich nur das Knacken des erkaltenden Motors.

Wenn wir gleich ausstiegen, mußte sich die Innenbeleuchtung einschalten. In ihrem Schein hoffte ich, einen verzweifelten Angriff ausführen zu können.

Ich wurde enttäuscht. Datcher stieß die Tür auf und stieg ins Freie. Im Wagen blieb es dunkel. Das Licht versagte auch, als Jane und Suko sich gleichzeitig aus dem Bentley schoben und sich neben dem Wagen wie Schildwachen des Bösen aufstellten.

Ich wollte sitzen bleiben. Einer der drei mußte sich dann um mich kümmern und zu mir in den Wagen kommen. Vielleicht konnte ich ihn bei dieser Gelegenheit überwältigen. Dann hatte ich wenigstens eine Geisel, auch wenn sie mir nicht viel helfen würde. Der Magier nahm bestimmt keine Rücksicht auf seine Sklaven.

Trotzdem mußte ich es versuchen, wenn ich mich nicht sofort

aufgeben wollte.

Ich hatte mich jedoch verrechnet. Jane trat näher an den Wagen heran und streckte mir das Amulett des Sonnengottes entgegen. Ich fühlte die unheimlichen Kräfte, die von der schwach leuchtenden Scheibe ausgingen, wehrte mich dagegen, unterlag ihnen jedoch. Ich griff zwar noch zu meinem silbernen Kreuz, das sie mir nicht abgenommen hatten, doch es half nichts. Diesmal war die geballte Kraft des Bösen zu stark.

Gegen meinen Willen mußte ich aussteigen und meinen drei Gefangenenwärtern folgen.

Die alte Kirche war halb verfallen, wie ich jetzt erkannte. Meine Augen hatten sich mittlerweile an die völlige Dunkelheit gewöhnt, so daß ich auf der freien Fläche Einzelheiten unterscheiden konnte. Das trutzige Gemäuer der Kirche war von einem Friedhof umgeben, auf dem jedoch kein einziger Grabstein mehr stand. Die Kreuze waren zerbrochen oder umgeworfen.

Weit weg pfiff ein Zug. Es war wie ein letzter Gruß aus einer anderen Welt, einer Welt mit elektrischem Licht, Autos, moderner Technik und lachenden, unbeschwert dahinlebenden Menschen. Sie ahnten nicht, welches Grauen in ihrer Stadt lauerte.

Suko stieß mich vorwärts. Ich taumelte auf den Eingang zu.

Die morschen Holzportale öffneten sich mit einem ohrenbetäubenden Quietschen von selbst. Ich warf einen kurzen Blick in das Innere des ehemaligen Gotteshauses und prallte zurück.

Der Magier hatte den Altar entweiht und setzte ihn für seine Zwecke ein. In der Mitte des steinernen Tisches schwebte eine radgroße Scheibe, wie ich sie schon gesehen hatte. Diese hier war allerdings größer, und die Aura des Bösen erdrückte mich fast.

»Vorwärts!« befahl Herbie Datcher schneidend.

Ich konnte meine Füße nicht bewegen. Sie waren schwer wie Blei.

Ich ahnte, daß ich dieses Gebäude nicht lebend verlassen konnte, wenn ich mich in den Bann des Sonnengottes begab. Der Dämon, der sich hinter dem Kult des Sonnengottes verbarg, war nicht so mächtig wie der Schwarze Tod, mein Erzfeind aus dem Reich der Dämonen. Aber er war mächtig genug, um uns alle mühelos zu vernichten.

Datcher trat auf mich zu. Im nächsten Moment erhielt ich einen gewaltigen Stoß, der mich in das Innere der entweihten Kirche schleuderte.

Es war zu spät. Ich befand mich im Bann des Sonnengottes.

Mit zusammengebissenen Zähnen ging ich auf den Altar zu.

In diesem Moment erhob sich vor dem Altar ein Mann und drehte sich zu mir um.

***

Ich war von seinem Gesicht sofort fasziniert. Hager und ausgemergelt, aber in seinen Augen funkelten Intelligenz und Willenskraft. Seltsamerweise fehlte jeder bösartige Zug, obwohl sich sein Mund zu einem harten Lächeln verzog.

»Willkommen, John Sinclair!« sagte er mit hohler Stimme, die durch das leere Kirchenschiff hallte. Der einzige Gegenstand außer dem Altar war ein alter, zerschlissener Sessel, den der Magier vor dem Altar aufgestellt hatte. »Hier also wird Ihr Leben enden! Ich frage mich seit Beginn unserer Auseinandersetzung, wo Sie zuletzt sterben werden. Nun weiß ich es.«

Er deutete auf den Altar.

Schweigen hätte keinen Sinn gehabt. Ich mußte versuchen, mehr herauszufinden. Vielleicht ergab sich dann doch noch ein Anhaltspunkt für mich.

»Wer sind Sie?« fragte ich heiser. Ich mußte erst den Kloß in meinem Hals schlucken, ehe ich weitersprach. »Wie haben Sie das Amulett des Sonnengottes gefunden? Wollen Sie mir das nicht erklären? Oder soll ich unwissend sterben?«

Der Mann kam auf mich zu und blieb dicht vor mir stehen. Erst jetzt fiel mir auf, daß seine Augen nicht zu seinem Mund paßten. Während um seine Lippen ein harter, fast schon grausamer Zug lag, blickten seine Augen ruhig, melancholisch. Konnte dieser Mann ein Magier sein, der bedenkenlos über Leichen schritt, um sein Ziel zu erreichen?

»Ich bin Archäologe, John Sinclair«, sagte er leise. »Mein Name wird Ihnen nichts sagen. Ich heiße Ferguson Kent.«

Ich prallte einen Schritt zurück. »Ferguson Kent?« rief ich fassungslos. »Aber natürlich, jetzt erinnere ich mich an Ihr Gesicht! Vor zwei Jahren stand die Meldung in allen Zeitungen. Sie haben eine Expedition nach Südamerika unternommen und sind spurlos verschwunden.«

Er schüttelte den Kopf. Ich wußte aus den Zeitungsberichten, daß er erst siebenundvierzig Jahre alt war. Jetzt wirkte er um mindestens zwanzig Jahre gealtert.

»Ich bin nicht spurlos verschwunden, sondern ich habe das Amulett des Sonnengottes in einer Pyramide gefunden.« Seine Augen weiteten sich. »Seit damals diene ich dem Sonnengott… bin ich sein Diener… sein Diener… sein Sklave!«

Er hatte zu stocken begonnen. Zuletzt klang es wie ein Aufschrei.

Es war klar. Dieser Mann war wie alle anderen auch nur ein Opfer. Zwar hielt er alle Fäden in der Hand und unterjochte andere Menschen, aber diese Stellung hatte er nur einem Zufall zu verdanken. Er hatte das echte Amulett gefunden. Jeder andere an seiner Stelle wäre in die gleiche Lage geraten.

Ich machte mir jedoch keine Illusionen. Auch wenn Ferguson Kent

ein Sklave des Dämons war, würde er mich töten.

Ich sah es an seinen Augen. Sie veränderten sich, begannen, kalt zu glitzern.

»Packt ihn!« schrie er den anderen zu. »Legt ihn auf den Altar! Ich werde den Sonnengott anflehen, sein Herz anzunehmen!«

Ich wirbelte herum. Suko, Jane und Datcher kamen auf mich zu, die Arme ausgebreitet, um mir die Flucht abzuschneiden.

Ich handelte blitzschnell, packte Ferguson Kent und schleuderte ihn meinen Freunden entgegen. Sie stürzten übereinander.

»Ergreift ihn!« brüllte Kent. »Packt ihn!«

Ich hatte keine Chance. Trotzdem schnellte ich mich hinter den Altar.

Jane stürmte heran. Sie hatte sich als erste aus dem Knäuel meiner Verfolger befreit.

Sie wußte nicht, was sie tat, als sie mich angriff. Ich konnte sie nicht verletzen, sondern sprang im letzten Moment zur Seite. Jane taumelte an mir vorbei.

Ehe sie sich fing und erneut angriff, flankte Suko über die Stufen vor dem Altar. Seine Hände zielten nach meinem Hals.

Ich ließ mich fallen und warf mich seinen Beinen entgegen. Er stolperte, schlug der Länge nach hin.

Doch dann war Datcher heran. Ich kam nicht schnell genug auf die Beine. Seine Faust traf mich mit voller Wucht an der Schulter, wirbelte mich herum und warf mich gegen den steinernen Tisch. Ich prallte mit dem Rücken gegen die Kante, daß ich laut aufschrie.

Datcher holte zum zweiten Schlag aus. Ich stieß mich vom Boden ab und kippte rücklings auf den Altartisch. Ich wollte mich auf der anderen Seite wieder herunterfallen lassen, doch dabei kam ich zu nahe an das Amulett des Sonnengottes heran.

Ich fühlte einen Schlag, der wie Strom durch meinen Körper zuckte. Wie ein riesiger Magnet saugte mich die Scheibe zu sich hoch. Wehrlos starrte ich in die zuckenden, vielfarbigen Lichtblitze, die meinen Verstand auszulöschen drohten.

»John!« gellte ein greller Schrei durch die entweihte Kirche. Es war Jane. Dieser Anblick mußte sie aus ihrer Abhängigkeit gerissen haben.

Sie konnte mir nicht helfen. Ich fühlte den unerträglichen Sog, der mich zu verschlingen drohte. Das Amulett zog mich näher und näher an sich heran.

In meiner Verzweiflung packte ich mein silbernes Kreuz und hielt es fest in der Faust. Im nächsten Moment prallte ich mit dem Amulett zusammen.

Durch die Kirche tönte ein schmerzhafter Mißton wie von einer berstenden Glocke. Der Boden erzitterte. Die bösen Mächte des Amuletts und die guten meines Kreuzes trafen aufeinander.

Ich wurde von dem Altar heruntergeschleudert, prallte hart auf dem

Boden auf und robbte über die Stufen hinunter. Auf dem Rücken liegend, erkannte ich die drohende Katastrophe.

Das Amulett blähte sich auf. Der Kontakt mit meinem silbernen Kreuz hatte der dämonischen Kraft den Todesstoß versetzt.

Ich sah zu meinen Freunden hinüber. Sie waren wieder bei sich, hatten den Zwang abgestreift. Sie starrten aus geweiteten Augen auf die unheimliche Leuchterscheinung über dem Altar.

Ein gewaltiger Stoß lief durch die Kirche. Risse klafften im Boden und in den Wanden auf.

»Raus hier!« brüllte ich.

Jane reagierte sofort. Sie packte Herbie Datcher am Arm und zerrte ihn zum Ausgang. Suko und ich schnellten uns auf Ferguson Kent zu, doch der Archäologe stand noch immer im Bann des Amuletts.

Er stieß uns von sich, daß wir weit durch die Luft flogen. Er jedoch sprang auf den Altar hinauf und schlang seine Arme um das aufgeblähte Amulett.

Von Grauen gelähmt mußte ich tatenlos zusehen, wie er mit dem Glutball verschmolz. Das Amulett verschlang ihn, sog ihn in sich auf. Sekunden später war der Archäologe verschwunden.

»John!« Suko deutete schreckensbleich zu dem Gewölbe der Kirche hinauf.

Durch einen Riß konnte ich den Nachthimmel sehen. Suko riß mich mit sich. Wir taumelten durch das Portal ins Freie.

Im nächsten Moment stürzte hinter uns das ganze Gebäude in sich zusammen. Wir wurden in eine Staubwolke eingehüllt. Als wir wieder sehen konnten, war die ehemalige Kirche vollständig verschwunden. Eine nackte, kahle Fläche erstreckte sich an ihrer Stelle.

Schweigend gingen wir zu meinem Bentley. Es gab nichts mehr zu sagen.

Suko sagte trotzdem etwas. Im grauen Licht des nahenden Morgens sah ich sein verzerrtes Lächeln.

»Ich werde nie mehr von bunten Tellern essen, John. Sie würden mich zu sehr an dieses Amulett erinnern.«

Jane atmete auf. »Mein Amulett ist ebenfalls verschwunden«, sagte sie. »Du nimmst es uns wirklich nicht übel, John, daß wir gegen dich gekämpft haben?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht, wenn du mich zu einer Tasse starken Tees einlädst«, antwortete ich und startete den Bentley.

ENDE